

Rheingauer Bote.

Rüdesheimer Zeitung.



Organ für Rüdesheim u. Umgegend.

Gegründet 1877.

38. Jahrgang.

Nr. 123.

Erscheint wöchentlich dreimal und kostet vierteljährlich M. 1.20 ohne und M. 1.40 mit illustr. Sonntagsblatt. Auswärts mit betr. Postaufschlag. Telefon Nr. 295.

Rüdesheim a. Rh.
Freitag, den 16. Oktober

Inserationsgebühr: die viergespaltene Petitzeile für Rüdesheim 10 Pfg., für auswärts 15 Pfg.; bei mehrmaliger Einrückung entsprechender Rabatt. Druck u. Verlag von A. Meier in Rüdesheim.

1914.

Hierzu Sonntagsbeilage Nr. 42.

Bekanntmachung.

Die in den Jahren 1885 bis 1894 geborenen unausgebildeten Landsturmpflichtigen haben sich am Dienstag, den 20. Oktober ds. Js., vormittags 7^{1/2} Uhr in der Rheinhalle zu Rüdesheim am Rhein zur Musterung und Aushebung ordentlich gekleidet und sauber gewaschen einzufinden.

Auf die Bekanntmachung des Herrn Zivilvorstehenden der Ersatzkommission vom 14. d. M. Kreisblatt Nr. 122 wird hingewiesen.

Rüdesheim, den 15. Okt. 1914.

Der Magistrat.

Der Krieg.

5000 Gefangene. Ueber 500 Geschütze. Ungeheuren Vorratsmengen erbeutet.

Großes Hauptquartier, 15. Okt. (Amtlich.) Bei Antwerpen wurden im ganzen 4000—5000 Gefangene gemacht. Es ist anzunehmen, daß in nächster Zeit noch eine große Zahl belgischer Soldaten, die Zivilkleider angezogen haben, dingfest gemacht werden. Nach Mitteilung des Konsuls in Terneuzen sind etwa 20 000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurden. Ihre Flucht muß in größter Hast vor sich gegangen sein. Hiervon zeugen Massen weggeworfener Kleiderstücke, besonders von der englischen Royal Naval Division.

Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß: mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Säcken und Woylachs, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Waggonen, vier Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für 10 Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Werte von etwa einer halben Million Mark, ein Panzerisenbahnzug, mehrere gefüllte Verpflegungszüge, große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befanden sich nicht mehr in Antwerpen. Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und 3 Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden, jedoch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die „Gneisenau“ des Norddeutschen Lloyd. Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte versenkte Rähne nicht benutzbar. Die Hafenanlagen sind unbeschädigt. Die Stadt Antwerpen hat wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders da der Pöbel bereit zu plündern begonnen hatte. Die Reste der belgischen Armee hatten bei Annäherung unserer Truppen Gert schleunigst geräumt. Die belgische Regierung mit Ausnahme des Kriegsministers soll sich nach Le Havre begeben haben.

Französische Angriffe zurückgeschlagen.

Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert wurden unter erheblichen Verlusten für sie abgewiesen. Sonst ist im Westen keine Veränderung.

Vor Warschau.

8 russische Korps zurückgewiesen.

Im Osten ist der russische, mit starken Kräften unternommene Vorstoß auf Ostpreußen als gescheitert anzusehen. Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau. Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Linie Zwangerod-Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen. Die in russischen Zeitungen verbreiteten Gerüchte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung.

Die deutsche Besatzung in Antwerpen.

Rotterdam, 14. Okt. (Str. Bln.) Aus Antwerpen wird gemeldet, daß die Stimmung der deutschen Truppen sehr gut ist und ihre Haltung gegenüber dem Publikum vollkommen korrekt sei. Vor dem Hotel Weber konzertiert eine deutsche Militärkapelle. Im Rathaus residiert sowohl der Magistrat als die deutsche Kommandantur. An der Spitze der deutschen Truppen, die in Antwerpen einrückten, ritt der bekannte Antwerpener deutsche Großkaufmann Rolland. Mehrere wohlhabende Familien kehrten schon in die Stadt zurück.

wb Berlin, 14. Okt. (Nichtamtlich.) Die „Neuer Jtg.“ berichtet: Der Militär-Postmeister von Metz, Generalmajor v. Bodenhausen, ist zum Kommandanten der Festung Antwerpen ernannt worden.

wb Brüssel, 15. Okt. Der Reichskanzler hielt gestern mit dem Generalgouverneur Frhrn. v. d. Goltz und dem Chef der Zivilverwaltung, Erz. v. Sandt, eine Besprechung ab und begab sich heute nach Antwerpen. Der Reichskanzler kehrt morgen in das Hauptquartier zurück.

Die Deutschen vor Ostende.

Rotterdam, 15. Okt. Die Londoner „Daily News“ melden aus Ostende: Die Deutschen nähern sich aus drei Richtungen Ostende, erstens von Ypern durch Dymuiden, zweitens von Courtrai durch Thourout, drittens von Elos durch Brügge. Die Meldung von der Verlegung der Regierung machte in Ostende tiefen Eindruck. Es wird ein Ansturm auf die letzten abgehenden Dampfer geben. Südwestlich von Maldeggen ist schwerer Kanonendonner vernnehmbar. In Sluis-Doßburg bebte der Boden. (Str. Bln.)

Deutsche Flieger über Ostende u. Paris.

Kopenhagen, 15. Okt. (Str. Bln.) „Verlinske Tidende“ meldet aus London: Deutsche Flugzeuge erschienen gestern Nachmittag über Ostende und warfen einige Bomben.

Rotterdam, 15. Okt. (Str. Bln.) Gestern überflogen wieder zwei deutsche Tauben Paris.

Meinungsverschiedenheiten bei den Gegnern.

Rotterdam, 14. Okt. (Str. Bln.) Da die neu eingestellten britischen Soldaten noch nicht kriegstauglich sein sollen, haben die britischen Militärbehörden vorgeschlagen, daß Truppen von Nordfrankreich nach Ostende geschickt werden sollen. Dieser Vorschlag ist von französischer Seite vorläufig für unausführbar erklärt worden. König Albert ist angeboten worden, sich nach der französischen Front zu begeben. Er hat darauf aber eine ablehnende Antwort gegeben.

Erfolge im Osten.

Brügge und Ostende von den Deutschen besetzt.

wb Großes Hauptquartier, 16. Okt. (Amtlich.) Die Russen versuchten am 14. Oktober sich wieder in den Besitz von Ysl zu setzen. Der Angriff wurde zurückgewiesen. 800 Gefangene, ein Geschütz und drei Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Brügge wurde am 14. Oktober, Ostende am 15. Oktober von unseren Truppen besetzt.

Gestige Angriffe der Franzosen in der Gegend nordwestlich von Reims sind abgewiesen worden.

Zur Lage in Belfort.

Mailand, 14. Okt. (Str. Jft.) Ein Mitarbeiter des „Corriere della Sera“, der in den letzten Tagen in Belfort war, berichtet: In Belfort sind keine Verwundeten und keine Gefangenen. Die Festung hat nur Kanonen, Soldaten und Arbeiter, die militärisch verwendet werden. Von den 40 000 Einwohnern Belforts sind nur noch 13 000 in der Stadt, darunter 3000 italienische Arbeiter, die in den Militärwerken beschäftigt sind.

Persiens Vorgehen gegen Rußland.

Kopenhagen, 14. Okt. (Str. Bln.) Russische Blätter melden, daß der russische Konsul in Tiflis in Persien am 6. Oktober infolge Herzschlages gestorben sei. Man vermutet hier, daß er das Opfer eines Anschlages geworden ist. Die den Russen feindliche Stimmung in Persien teilt sich auch den 18 Millionen in Rußland lebender Mohammedaner mit, deren Stämme besonders an der Wolga und in der Krim ansässig sind.

wb Wien, 14. Okt. Die Korrespondenz „Rundschau“ meldet aus Konstantinopel: Die Zusammenstöße zwischen russischen Grenztruppen und den vorbringenden Schachsejennern verlaufen sehr blutig und für die Russen verlustreich. Die Petersburger Telegraphen-Agentur berichtet, daß sich auch im Gebiete von Kaleschin die antirussischen Kundgebungen häufen. Die von der Abgrenzungskommission in der Gegend von Baskhal und Saral errichteten Grenzpfähle wurden herausgerissen. An der Grenze erscheinen zahlreiche Fidaïs, die gegen Rußland agitieren. In den Provinzen Gilan, Aserbeidschan und Chorassan wurden die russischen Bedeckungsmannschaften von den Gouverneuren aufgefordert, abzuweichen. Eine außerordentliche Session des Medschlis, die dieser Tage zusammentritt, wird in dieser Hinsicht wichtige Beschlüsse fassen.

Untätigkeit der französischen Luftflotte.

Mailand, 14. Okt. (Str. Bln.) Wie dem „Corriere della Sera“ aus Paris telegraphiert wird, herrscht dort große Erregung wegen der Untätigkeit der französischen Fliegerflotte, welche die deutschen Flieger ungehindert bis nach Paris kommen lassen. „Man hatte uns gepanzerte Flugzeuge versprochen“ — meint der Militärschriftsteller Oberst Roussel, — und uns zugesagt, daß ein Flugzeuggeschwader beständig Wache halten werde. Aber es scheint, daß diese Wache an den Wochentagen ausruht und am Sonntag die Deutschen ungehindert läßt. Die Presse fordert die Einrichtung eines Wachdienstes auf dem Eiffelturm und Aufblasen von Fesselballon, um die ankommenden deutschen Flugzeuge zu melden, vor allem aber das Aufhalten der Flieger bevor sie Paris erreichen.

Wichtige Kunde in den Archiven des belgischen Generalstabs.

Die Verschwörung gegen Deutschland.

wb Berlin, 13. Okt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bringt unter der Überschrift „Der Bruch der belgischen Neutralität durch England und Belgien“ längere Darlegungen. Aus Dokumenten, welche die deutsche Heeresverwaltung in den Archiven des belgischen Generalstabs in Brüssel aufgefunden hat, geht hervor, daß schon im Jahre 1906 die Entsendung eines englischen Expeditionskorps nach Belgien für den Fall eines deutsch-französischen Krieges in Aussicht genommen war. Dem belgischen Generalstab wurden alle Angaben über die Stärke und Gliederung der englischen Truppenteile, über die Zusammensetzung des Expeditionskorps, ferner die Ausschiffungspunkte, eine genaue Zeitberechnung für den Abtransport u. dergl. geliefert. Dünkirchen, Calais und Boulogne waren als Ausschiffungspunkte für die englischen Truppen vorgesehen. Von hier aus sollten sie mit belgischem Eisenbahnmateriale in das Aufmarschgebiet gebracht werden.

Die beabsichtigte Ausladung in französischen Häfen und der Transport durch französisches Gebiet beweist, daß den englisch-belgischen Vereinbarungen solche mit dem französischen Generalstab vorausgegangen waren. Die drei Mächte haben die Pläne für ein Zusammenarbeiten der „verbündeten Armeen“, wie es in dem Schriftstück heißt, genau festgelegt. Dafür spricht auch, daß in den Geheimakten eine Karte des französischen Aufmarsches vorgefunden worden ist. Das vorgefundene militärische Material erfährt eine wertvolle Ergänzung durch einen ebenfalls bei den Geheimpapieren befindlichen Bericht des langjährigen belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, an den belgischen Minister des Aeußern, in dem mit großem Scharfsinn die dem englischen Angebot zugrunde liegenden Hintergedanken enthüllt werden und in dem der Gesandte auf das Bedenkliche der Situation hinweist, in die sich Belgien durch eine einseitige Parteinahme zu Gunsten der Ententemächte begeben habe.

Die aufgefundenen Schriftstücke bilden einen dokumentarischen Beweis für die den maßgebenden deutschen Stellen lange vor Kriegsausbruch bekannte Tatsache der belgischen Konnivenz mit den Ententemächten. Sie dienen als eine Rechtfertigung für unser militärisches Vorgehen und als eine Bestätigung der der deutschen Heeresleitung zugegangenen Informationen über die französischen Absichten. Sie mögen dem belgischen Volke die Augen darüber öffnen, wem es die Katastrophe zu verdanken hat, die jetzt über das unglückliche Land hereingebrochen ist.

Die neuesten Enthüllungen.

Berlin, 14. Okt. Die Enthüllungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ über die englisch-belgischen, von Frankreich offenbar gebilligten Pläne zur Verletzung der belgischen Neutralität wirken, wie die „Voss. Zeitung“ schreibt, mit der ungeschwächten Kraft einer gelungenen Ueberschätzung. Belgien blutet heute aus tausend Wunden, weil es sich nur für britische Interessen opferte. Benutzen wollte England Belgien für seine deutsch-feindlichen Pläne. Lächerlich war ihm die Rücksicht auf die belgische Neutralität und ebenso die Hollands. Am Ende hätte es Belgien sogar als Lohn Antwerpen für alle Zukunft weggenommen. Was hätten dann sowohl Belgien wie Holland gesagt? Dasselbe Holland, dem man die Befestigungen Blißingens verwehren wollte, damit die britischen Kriegsschiffe ungehindert Antwerpen erreichen könnten. Belgien hat schwer dafür büßen müssen, daß es sich zum Werkzeug Englands gemacht hat. Es wäre von allem Unheil verschont geblieben, das jetzt über Land und Leute hereingebrochen ist, hätte sich desselben Wohlergehens erfreut wie Luxemburg und hätte um seine Zukunft nicht bangen brauchen.

Der Kaiser und die Bayern.

München, 14. Okt. (Str. Bln.) Als kürzlich der Kaiser mit dem kommandierenden General des 1. Bayerischen Armeekorps, Ritter von Kylander, und dessen Generalstabschef, Generalmajor von Nagel, zusammentraf, sagte er nach Anerkennung der hervorragenden Tapferkeit der Bayern: „Ich wünsche nur den Engländern, daß sie einmal mit den Bayern zusammenkommen.“

Die kriegsgefangenen französischen Geistlichen.

wb Berlin, 13. Okt. (Nichtamt.) Während in Deutschland die Geistlichen im Felde, soweit sie nicht als Militärseelsorger Anstellung finden,

im allgemeinen zur Krankenpflege verwendet werden, müssen bekanntlich die französischen Geistlichen als einfache Soldaten in den Reihen des Heeres mit der Waffe kämpfen. Viele von ihnen sind infolgedessen bereits in deutsche Gefangenschaft geraten und wurden in unseren großen Gefangenenlagern untergebracht. Mit der Bitte, das Los dieser Geistlichen zu erleichtern, wandte sich der Erzbischof von Köln, Kardinal v. Hartmann, mit einer Throneingabe an den Kaiser. Wie wir hören, hat der Kaiser in hochherziger Weise dieser Bitte stattgegeben und genehmigt, daß die gefangenen französischen Geistlichen wie Offiziere behandelt werden.

Die Haltung Italiens.

Rom, 14. Okt. (Str. Fft.) Zum Interview Jagows schreibt der „Popolo Romano“, der Staatssekretär irre sehr, wenn er sage, daß der größte Teil der öffentlichen Meinung Italiens gegen Deutschland sei. Die Tatsache, daß ein beträchtlicher Teil der am meisten verbreiteten italienischen Zeitungen den Dreiverband begünstige, sei ein trügerischer Schein. Maßgebend seien nur die Kundgebungen der berufenen Vertreter des italienischen Volkes. Von diesen hätten sich die Konstitutionellen, Giolitti und seine Freunde, die Demokraten, der größte Teil der Radikalen und die große Mehrheit der Sozialisten für die Neutralität erklärt. Vom Senat seien mindestens neun Zehntel, von der Kammer reichlich drei Viertel für den Dreiverband gestimmt. Jagow möge also nicht glauben, daß Italien seine Gefühle gegen die verbündeten Mächte geändert habe oder Deutschland seine Sympathien verjage.

Günstige Stimmung in China.

Vern, 15. Okt. (Str. Fft.) „Ruskoje Slovo“ meldet aus Tokio: In China ist ein vollständiger Umschwung zu Gunsten Deutschlands eingetreten. Die deutschen Siegesmeldungen werden von der einheimischen Presse gefeiert und die Erfolge in Tsingtau und des Kreuzers „Emden“ mit Jubel aufgenommen.

Japan betrügt auch England.

Haag, 14. Okt. (Str. Bln.) Der „Rotterdamse Courant“ enthält ein Telegramm von Grey an den englischen Gesandten in Bangkok. In diesem Telegramm wird mitgeteilt, daß zwischen England und Japan ein Einvernehmen dahin besteht, daß die japanische Aktion sich nicht über den stillen Ozean, und zwar über die chinesischen Gewässer hinaus, erstrecken darf, außer wenn Japan seine Schiffe im Großen Ozean schützen mußte. Ebenjowenig darf Japan seine Aktion westlich von dem chinesischen Meer und nicht auf fremden Landbesitz auf dem asiatischen Festlande außer auf deutschen richten. Japan hat also seinen Vertrag mit England gebrochen.

Friedensstimmung in Amerika.

wb London, 14. Okt. (Nichtamt.) Die „Morning Post“ meldet aus Washington: In den Vereinigten Staaten wächst die Stimmung für einen baldigen Friedensschluß, weil die Vereinigten Staaten von dem Kriege so stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Die „New-York Times“ schreibt: Unser Außenhandel ist zum großen Teil vernichtet, unser Innenhandel gedrückt. Unsere Finanzen sind in Unordnung, unsere Börsen sind geschlossen. Wir protestieren dagegen, daß uns so schwere Zeiten auferlegt werden.

Die „deutschen Friedensbedingungen.“

Paris, 14. Okt. Clemenceau veröffentlicht die Friedensbedingungen Deutschlands für Frankreich, wie sie angeblich Votschaster Bernstorff in Washington einem deutschen Bankier erzählt und Clemenceau von einem amerikanischen Diplomaten gehört habe. Es würde sich nicht lohnen, diese Hirngespinnste zu beachten, wenn nicht die französische Presse, die als ernst gelten will, die wie der „Temps“, auf ihnen neue Anklagen gegen Deutschland aufbaut. Deutschland fordert nach der angegebenen Quelle alle französischen Kolonien, ein Viertel französischen Bodens mit 15 Millionen Einwohnern, 10 Milliarden Kriegsschadigung, Zollfreiheit auf 35 Jahre ohne Gegenseitigkeit Abrüstung und ein halbes Duzend ähnlicher Dinge.

wb Berlin, 13. Okt. Zu dem Untergang des russischen Panzerkreuzers wird weiter berichtet: Der Panzerkreuzer „Pallada“ ist einer der mittleren russischen Panzerkreuzer, ein Bruderschiff des „Bajan“ und des „Admiral Markaroff“, und im November 1906 vom Stapel gelaufen. Er hat eine Wasserverdrängung von 8000 Tonnen

und etwa 22 Knoten Geschwindigkeit. Der Kreuzer war beladung mit zwei Geschützen zu 20,3, mit acht 15,2, mit zweiundzwanzig 7,5 und vier zu 5,7 Zentimeter. Die Besatzung belief sich auf ungefähr 600 Köpfe. Die Maschinen entwickelten eine Stärke von 17—18 000 PS. Die Kreuzer der „Bajan“-Klasse sind also zu den wertvolleren und auch zu den Streitkräften moderner Art zu zählen. Der Verlust ist für die russische Flotte verhältnismäßig größer als der Verlust der drei englischen Kreuzer bei Hoek van Holland für die englische Flotte.

Madrid, 15. Okt. (Str. Bln.) Die in Barcelona erscheinende Zeitung „Dia Grafico“ läßt sich am 29. September von der französischen Grenze melden, die Franzosen hätten 150 000 Tote und 350 000 Verwundete; von Gefangenen ist nichts gesagt.

Wien, 15. Okt. (Str. Bln.) Die Russen sind aus mehr als 80 galizischen Ortschaften die sie besetzt hatten vertrieben worden; etwa 160 Ortschaften haben sie freiwillig geräumt.

Politische Rundschau.

Achtung! Spione in Deutschland!

Bei dem Bombenwurf eines feindlichen Fliegers auf die Luftschiffhalle in Düsseldorf läßt sich der Argwohn nicht unterdrücken, daß wieder Spionage im Werke gewesen ist, sonst hätte der Flieger den Angriff wohl kaum gerade zu einer Zeit gemacht, wo ein Zeppelin in der Halle lag.

Glücklicherweise ist der feindliche Anschlag abgesehen von geringfügigem Schaden mißlungen, aber der Fall lenkt doch wieder die allgemeine Aufmerksamkeit mit zwingender Kraft auf die neue Spionagegefahr in unserem Vaterland. Schon in Friedenszeiten haben unsere Feinde alle Mittel angewandt, um unsere militärischen Geheimnisse zu erforschen. Jetzt aber wird Deutschland von Spionen geradezu überschwemmt.

Überall im Inlande arbeiten zahlreiche russische, französische, englische Agenten, Männer wie Frauen, um ihre Auftraggeber zu unterrichten. Sie kommen zu uns mit falschen deutschen Pässen oder als Angehörige neutraler Staaten, Dänemarks, Schwedens, Hollands, der Schweiz, hören und sehen und berichten über das neutrale Ausland. Am schlimmsten treiben sie es in der Nähe der Grenzen. Aber auch im Innern des Landes sitzen sie in größeren Städten, namentlich in Festungen, Hafenplätzen, an wichtigen Eisenbahnlinien. Daß uns durch diese Leute schwerer Schaden zugefügt wird, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Wie kann man dagegen kämpfen? Nur dadurch, daß jeder sein Vaterland liebende Deutsche in dieser Zeit der Gefahr seine Mitwirkung nicht versagt. Man achte auf jeden, der sich durch wiederholten oder längeren Aufenthalt auf Bahnhöfen und in der Nähe von Kasernen, Flugplätzen, Luftschiffhallen, Werften verdächtig macht. Man beachte aber selbst auch Vorsicht und Zurückhaltung in der Unterhaltung sowohl in der Öffentlichkeit (Eisenbahn, Straßenbahn, Wirtschaft), als auch im eigenen Kreise. Man sei vorsichtig in der Mitteilung von Nachrichten vom Kriegsschauplatz aus Feld Feldpostbriefen und bedenke, daß leichtfertige Mitteilbarkeit das Leben der eigenen Angehörigen gefährden kann. Jedes unvorsichtige Wort kann dem Feinde nützen, uns aber ungezählte Opfer kosten und dadurch zu einer schweren Verfündigung am Vaterlande werden.

Darum nochmals: Aufmerksamkeit gegenüber Verdächtigen und Zurückhaltung im Verkehr mit anderen!

Der Prozeß gegen den Mörder von Sarajewo.

wb Sarajewo, 14. Okt. (Nichtamt.) Der Angeklagte Gabrinovic hat im Verhör zugestanden, anfangs sozialistischen und dann anarchistischen Ideen gehuldigt zu haben. Später, als er in Belgrad mit dem serbischen Major Vasicz in Berührung kam, bereitete sich in ihm der Umschwung zum serbischen Nationalismus vor. Nachdem er aus der sozialistischen Gruppe des Blattes „Glas Slobode“ hinausgedrängt worden war, begab er sich nach Belgrad, wo er überzeugter serbischer Nationalist wurde. Das Ziel, er sich vorsetzte, war die gewaltsame Losreißung der südslawischen Länder von Oesterreich-Ungarn von der Monarchie und deren Vereinigung mit Serbien. Er kam zum erstenmal auf den Gedanken, den Thronfolger Franz Ferdinand zu ermorden, als ihm ein Zeitungsausschnitt zugehändelt wurde, worin es hieß, daß der Thronfolger nach Sarajewo komme. Die Nachricht teilte

er auch Princip mit, welcher ihm zuredete, gemeinsam mit ihm den Anschlag auszuführen. Cabrinovic ging hauptsächlich darum darauf ein, weil in Belgrad allgemein behauptet wurde, der Thronfolger sei der Führer der Kriegspartei, die Serbien erobern wolle. Der Angeklagte gestand, gewußt zu haben, daß der Verein Narodna Obrana großserbischen Tendenzen diene. Princip machte ihn mit dem serbischen Eisenbahnbeamten Ciganowicz bekannt um von diesem Waffen und Bomben zu erhalten. Ciganowicz erklärte jedoch, er habe selbst keine Mittel um Browningpistolen anzuschaffen, er werde sie deshalb an Major Tankovic weisen. Inzwischen hatten Princip und Ciganowicz auch Grabez für ihr Vorhaben gewonnen. Grabez sei zu Tankovic gegangen, der ihn gefragt habe, ob er entschlossen sei, den Anschlag auszuführen, worauf sie von Ciganowicz vier Revolver erhielten. Ciganowicz habe Grabez und Princip im Schießen unterrichtet. Vor der Reise nach Bosnien habe ihnen Ciganowicz sechs Bomben und Cyankali gegeben. Beim Abschied habe er Princip ein Schreiben an den serbischen Major Popovic in Schabaz übergeben. Von diesem seien sie empfangen und sodann mit falschen Legitimationen auf der Bahn nach Loznica befördert worden. Hier habe sie der Grenzhauptmann Provanovic empfangen sie dem serbischen Finanzaufseher Orbic zur Beförderung über die bosnische Grenze übergeben. In Tuzla kam Cabrinovic mit Princip und Grabez zusammen und fuhr mit ihnen nach Sarajewo. In Sarajewo habe Danilo Zlic alle Attentäter zusammengebracht und Waffen und Cyankali unter sie verteilt. Der Angeklagte gestand zu, daß er gegen das Automobil des Thronfolgers eine Bombe geworfen habe in der Absicht, diesen zu töten. Er gab an, daß er im April durch den Direktor der Druckerei Civojin, Daci, dem serbischen Kronprinzen Alexander vorgestellt worden sei, der mit ihm gesprochen habe; den Inhalt des Gesprächs wollte jedoch der Angeklagte nicht verraten.

Vermischte Nachrichten.

5. Verlustliste der im Felde stehenden Rheingauer.

Musketier Nikolaus Siegfried, Ebingen, verw. Gefr. d. R. Anton Frohmann, Rudesheim, tot
Grenadier Fritz Hefner, Geisenheim, l. verwundet
Wehrmann Philipp Hoffmann, Stephanshausen, schwer verwundet
Reservist Jakob Pfinger, Rauenthal, verwundet
Wehrmann Johann Götz, Hattenheim, schwerw.
Reservist August Kempenich, Kiedrich, tot
" Ignaz Wagner, Erbach, vermisst
" Clem. Händler, Erbach, schw. verwundet
Wehrmann Heinrich Weis, Rudesheim, vermisst
" Wilhelm Hölzerb, Winkel, verwundet
" Bernh. Burghardt, Winkel, verwundet
" Jakob Kunz, Winkel, verwundet
" Joh. Strieth, Hallgarten, l. verwundet
" Josef Kehler, Rudesheim, verwundet
" Anton Heuthaler, Winkel, l. verwundet
" Joh. Bumbach, Winkel, l. verwundet
" Peter Hermant, Lorch, l. verwundet
" Valentin Wallenstein, Ebingen, l. verw.
Oberjäger Edmund Meising, Forsthaus Kammerburg b. Lorch, vermisst
Unteroffizier Wilh. Krams, Kiedrich, l. verwundet
Musketier Johann Scholl l., Preßberg, l. verw.
Pionier Adam Hulbert, Eltville, leicht verwundet
Pionier Karl Hay, Destrach, schwer verwundet
Gefreiter Heinrich Müller, Eltville, schw. verwundet
Musketier Josef Franz Augstein, Destrach, l. verw.

* Rudesheim, 16. Okt. Auf die Bekanntmachung in heutiger Nummer über die Musterung und Aushebung der unausgebildeten Landsturmpflichtigen machen wir hiermit aufmerksam.

* Rudesheim, 16. Okt. Das Konzert zum Besten unserer nassauischen Soldaten im Felde, welches vorgestern stattfinden sollte und in letzter Stunde abgesagt wurde, findet nunmehr bei uns am morgigen Samstag, nachmittags 4 Uhr, im „Rheinklub“ statt.

* Rudesheim, 16. Okt. Herr Wilhelm Borchardt, Teilhaber der Firma Ewald u. Co. hier, Leutnant der Reserve im Kürassier-Regiment Nr. 6, wurde bei den Kämpfen vor Paris mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. — Ferner wurde wieder ein Sohn unserer Stadt, Musketier Josef Borthaler beim 1. Nass. Inf.-Regt. Nr. 87 mit dem Eisernen Kreuz II. Kl. ausgezeichnet. Derselbe entdeckte bei einem Patrouillengang 4 aufgefahrene französische Geschütze und meldete dies sofort, worauf unsere Artillerie das Feuer auf die feindliche Stellung eröffnete. Nach erfolg-

reicher Beschießung konnten die französischen Geschütze erbeutet werden. Wegen dieser Meldung erhielt Musketier Borthaler diese Auszeichnung.

* Rudesheim, 16. Okt. Eine ständige Erscheinung im Straßenleben unserer Stadt sind unsere verwundeten Krieger. In ihren blau-weiß gestreiften Lazarettkleidern oder in ihrer feldgrauen Uniform, denen kaum noch die Spuren des Feldzuges anzumerken sind, wandern sie in Gruppen durch Stadt und Umgebung und freuen sich in der sonnigen Herbstlandschaft ihrer fortschreitenden Genesung. Viele sind schon gesund an die Front zurückgekehrt, andere sind bis zur völligen Herstellung in die Heimat beurlaubt. Aber immer wieder werden die so entstandenen Lücken ausgefüllt. Auch in den hiesigen Lazaretten, wie überall im deutschen Land, wird das Menschenmögliche getan, um unsere verwundeten und erkrankten Krieger bald wieder gesund zu pflegen. Besonders ist es das Rote Kreuz und der Vaterländische Frauenverein, die hier ihr in der Öffentlichkeit wenig bemerktes, aber schönes und dankbares Arbeitsfeld haben. So hat der Zweigverein Rheingau des Roten Kreuzes das hiesige Krankenhaus in ein Lazarett umgewandelt, dessen gesamte Betriebskosten für die Dauer der Belagerung er allein trägt. Der Vaterländische Frauenverein hat für die Ausstattung an Bett- und Leibwäsche gesorgt, die zum großen Teil von seinen Mitgliedern selbst erst angefertigt worden ist. Daneben führt er die innere Verwaltung des Lazaretts. Die eigentliche Pflegetätigkeit, auch in den militärischen Lazaretten unserer Stadt, wird von den 26 staatlich geprüften Helferinnen vom Roten Kreuz ausgeübt, die in den Kursen des Vaterländischen Frauenvereins ihre Ausbildung empfangen haben und jetzt neben den Berufsschwestern und Sanitätsmannschaften die schönste Gelegenheit haben, mit ihren Kenntnissen dem Vaterland zu dienen. Wiederholt hat ihre Tätigkeit die höchste Anerkennung der leitenden Ärzte gefunden, und auch manche Feldpostkarte aus der Front und der Heimat beweist, daß unsere genesenen Krieger gern und dankbar sich zurückzuerinnern an die Tage der Ruhe und Pflege, die sie hier genossen haben.

* Rudesheim, 16. Okt. Das ständige Fallen des Wassers macht sich jetzt schon bei der Rheinschifffahrt bemerkbar. Die Schiffe müssen bei der Fahrt durch das Gebirge und durch den Rheingau nach dem Wasserstande abgeleichtert werden, wenn sie nicht in Gefahr kommen sollen aufzulaufen. Der Radschleppdampfer „Stachelhaus und Buchloch Nr. 3“ befand sich vorgestern mit drei Schleppfähnen im Anzuge auf der Fahrt zu Berg. Bei der Fahrt durch das Binger Loch fuhr der mittlere Anhängelahn an den Bingerlochbänken fest. Trotz allen Anstrengungen gelang es dem Dampfer nicht das Schiff freizuturnen. Infolgedessen brachte er erst die beiden anderen Anhängelähne nach Bingen und brachte dann den festgefahrenen Kahn frei. Von Bingen aus setzte der Schleppdampfer seine Fahrt mit nur einem Kahn fort. Während dieser Zeit — etwa fünf Stunden — war das Binger Loch für die Bergfahrt vollständig gesperrt. Im Gebirge sammelten sich, trotz der wenig lebhaften Schifffahrt etwa 15 Schleppzüge an, die infolgedessen nur bis Bingen fahren konnten. Der Talverkehr konnte wenigstens zum Teil durch das neue Fahrwasser geleitet werden.

* Rudesheim, 16. Okt. Die Zeit der Nachtfrost ist herangekommen. Für Feld und Flur kommt der Frost zwar nicht mehr zu früh. Dagegen ist in unseren Gärten noch mancherlei Arbeit rasch zu erledigen, namentlich das Einhüllen und Umlegen der Rosenstöcke und anderer frostempfindlicher Pflanzen. Wo dies bisher noch nicht geschehen ist, sollte sich der Blumenfreund deshalb beeilen, denn ein einziger Herbstfrost kann die Blütenpracht des ganzen nächsten Jahres zerstören.

kr Aus dem Rheingau, 15. Okt. Wir werden um Aufnahme folgender Bekanntmachung des stellvertretenden Militärinspektors der freiwilligen Krankenpflege ersucht: Solange die Zufuhr freiwilliger Gaben an die Truppen auf dem durch die Ziffern 102 ff. der freiwilligen Krankenpflege vorgeschriebenen Wege infolge zwingender militärischer Rücksichten unterbunden war, haben sich unter den Vereinigungen vom Roten Kreuz und bei anderen Organisationen der freiwilligen Krankenpflege in durchaus verständlicher und anerkennenswerter Weise Bestrebungen geltend gemacht, um die als erwünscht bezeichneten Bedarfsgegenstände mittels Kraftwagen oder anderer privater Beförderungsmöglichkeiten unmittelbar an die Front, vielfach sogar an bestimmte Truppenteile heranzubringen. Bei dem Umfange, den diese Transporte in letzter Zeit angenommen haben,

sind sowohl im Stappengebiet als auch in der Heimat Unzuträglichkeiten zu Tage getreten, welche nicht nur den Erfolg der beabsichtigten beschleunigten Versorgung der kämpfenden Truppen in Frage stellen, sondern auch geeignet sind, die auf die Dauer allein nachhaltige wirksame, amtlich geregelte Sammlung und Zuführung von Liebesgaben zu beeinträchtigen. Ich mache daher zunächst darauf aufmerksam, daß es sich bei derartigen selbständigen Einzelunternehmungen höchstens darum handeln kann, unter Uebergehung der im Bezirk jedes Armeekorps eingerichteten Abnahmestellen (Ziffer 102 D. fr. R.) die Liebesgaben an die Güterdepots der Sammelstation (Ziffer 103 a. a. D.) zu befördern. Hier treten die Transporte unter die Kommandogewalt der Militärverwaltung und dürfen nur mit deren Zustimmung, regelmäßig unter militärischer Bedeckung und in Begleitung geeigneter Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege, weitergeleitet werden, wobei nichts im Wege steht bezüglich des Zieles Wünsche zu äußern. Ein eigenmächtiges Vordringen der Transporte in das Stappengebiet jenseits der Sammelstationen ist unzulässig und kann die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen. Ich sehe mich ferner zu der Anordnung veranlaßt, daß jede solche von der freiwilligen Krankenpflege ausgerüstete, direkte Liebesgabenendung der Genehmigung des für den Abgangsort zuständigen Territorialbelegierten bedarf. Die Herren Territorialbelegierten bitte ich, Genehmigung dieser Art nur ausnahmsweise und im Falle dringenden Bedürfnisses zu erteilen, im übrigen jedoch darauf zu halten, daß das durch die geltenden Bestimmungen geordnete Verfahren beobachtet und die gefestigte Bevölkerung mit ihren Spenden für die Truppen auf die Abnahmestellen verwiesen wird. Dieselben sind, nachdem die oberste Heeresleitung nunmehr die Eisenbahnen für die amtlich abgefertigten Liebesgabentransporte freigegeben hat, jetzt durchaus in der Lage, ihrer Aufgabe zur Uebermittlung ihrer Bestände an das Feldheer gerecht zu werden. Es kann daher nur empfohlen werden, mit den in so erfreulicher Menge zufließenden freiwilligen Gaben zur Sicherung ihrer gleichmäßigen Verteilung die Abnahmestellen zu bedenken, deren Adressen von den Herren Territorialbelegierten in wiederkehrenden Zeitabständen durch Presse bekannt zu geben sein werden.

Eltville, 14. Okt. Der Konkurs über das Vermögen der Zentralverkaufsgesellschaft deutscher Winzervereine G. m. b. H. zu Eltville hat nun endgültig seine Erledigung gefunden, nachdem die Abnahme der Schlußrechnung des Verwalters in dem Schlußtermin am hiesigen Amtsgericht ohne Erledigung von Einwendung erfolgt ist. Die Verteilung der aus dem Konkurs immerhin noch herausgeholt 18,27 Prozent hat bereits stattgefunden.

Wiesbaden, 14. Okt. Das prächtige Parkhotel ist in Konkurs geraten. Das Hotel liegt an der Wilhelmstraße und ist nach gänzlichem Umbau zu Anfang des Sommers mit großstädtischem Café und Restaurant eröffnet worden. Der Zusammenbruch ist eine Folge des Krieges.

Mainz, 14. Okt. Die 98 angebliche Franktireure, die seit mehreren Wochen im hiesigen Provinzialarresthaus untergebracht waren, darunter auch eine Anzahl junger Buben, sämtlich aus Belgien, wurden gestern vom Hauptbahnhof aus nach ihrer Heimat zurückgeschickt. Die Untersuchung hat nicht ergeben, daß die Betreffenden sich an den Ueberfällen auf deutsche Soldaten beteiligt hatten.

Kreuznach, 15. Okt. (Schwere Strafe.) Vom außerordentlichen Kriegsgericht in Kreuznach wurde der Arbeiter Heinrich G. aus Meienheim (Nahe) wegen Widerstandsleistung mit einer gefährlichen Waffe zu 10 Jahren Zuchthaus bestraft.

Gottesdienst-Ordnung.

Katholische Pfarrkirche zu Rudesheim.

20. Sonntag nach Pfingsten. Evangelium: Von des Königl. Sohn. Joh. 4, 46.—53. 6 Uhr Beichtstuhl, 1/27 Uhr Heil. Kommunion, 7 Uhr Frühmesse, 1/29 Uhr Schulpflicht, 1/210 Uhr Hochamt. Nachm. Christenlehre. Abends 6 Uhr allgemeine Betstunde coram Exposito für Vaterland und Heer. An den Wochentagen ist diese Betstunde abends 8 Uhr. Die heil. Messen sind in der Woche um 6 und 6 3/4 Uhr. Montag 6 Uhr hl. Messe in der Schwesternkapelle. Freitag 6 Uhr hl. Messe im St. Josephstift.

Redaktion: J. B.: E. Reibling.

COLLIGITE FRAGMENTA.

Sammelt für arme Knaben, die Beruf zum Priesterstande setzen, gebräute Briefmarken, außer Kurs gesetzte und fremde Münzen (Gold- und Silberstücke, Plättchen, Gegenstände von Wert, Schmuck, Gold- und Silbergegenstände, und andere dergleichen) an den Kassier, Herrn Dr. J. Reibling, des Rudesheimer Bethlehems, Bureau St. Ludwigs.

Herbst

und

Winter

Damen-Mäntel

die neuesten Formen
in solidem Geschmack

Mk. 9⁵⁰ 12⁵⁰ 18
25 36

Spezial-Trauer- Abteilung

schwarze Jacken-Kleider

∴ schwarze Mäntel ∴
∴ schwarze Blusen ∴
∴ schwarze Röcke ∴

Aenderungen sofort in
eigenem Atelier.

Jacken-Kleider

in bekannt grosser
Auswahl

Mk. 14⁵⁰ 18 24
32 48

Blusen

stets das Neueste

Röcke

in allen Preislagen

Gebr. HAAS Nachf., BINGEN.

Wir haben in Berlin einen Posten

Kinder-Mäntel

aus blauem Tuch erstanden, der infolge
Kriegsausbruch nicht abgenommen war.

Wir verkaufen diese weit unter Preis:

Grösse	I	II	III	IV	V	VI	VII
	3.50	4.50	5.50	6.25	7.—	7.75	8.50

HAAS Nachf., Bingen.



Am 7. September, mittags 4 Uhr, starb in treuer
Pflichterfüllung den Heldentod für das Vaterland auf
Frankreichs Erde (bei Châlons) mein innigstgeliebter
Sohn, unser guter Bruder

Christian Lill

Grenadier der 1. Komp. im Königin Augusta Garde-
Grenadier-Rgt. Nr. 4 Berlin.

Im tiefem Schmerz:
Familie Karl Lill Wwe.

Rüdesheim a. Rh., im Oktober 1914.

Bei Trauerfällen

empfehle ich

Trauerhüte, Trauer-Schleier
Trauer-Crèpe und Armfloren

in jeder Preislage.

Auswahlen sofort zur Verfügung.

H. Laufersweiler,
Bingen am Rathaus.

Kost und Logie

in bürgerl. Hause gesucht. Näheres
in der Exped. ds. Bl.

Schön möbl. Zimmer

zu vermieten. Näh. Friedrichstr. 1.

Auf dem Comptoir einer hiesigen
Weinhandlung ist eine

Lehrlingsstelle

offen. Off. unter K 60 a. d. Exped.
ds. Blattes.

Evang. Kirche zu Rüdesheim.

Sonntag, den 18. Oktober:
(Erntedankfest.)

Vorm. 1/2 10 Uhr: Hauptgottesdienst.
Kollekte für den Erziehungsverein.

Vorm. 1/2 11 Uhr: Kindergottesdienst.

Donnerstag, den 22. Oktober:

Abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde.

Feldpost-Schachteln

in verschiedenen Größen, mit aufgeklebter Adresse,
vorhanden bei

A. Meier.

Der Alte vom Eulennest.

Roman von Ludwig Blümke.

(Fortsetzung.)

Der als Diener fungierende, aber noch nicht recht angelernte Burſche Kaſimir ſtolperte jezt herein — auf den glatten Steinſtufen des Flurs war er ausgeſchlitten — wurde mit einem Donnerwetter empfangen und

melbete dann recht kleinlaut, draußen ſtände jemand, der den gnädigen Herrn gern noch dringend ſprechen möchte.

„Wer iſt das?“ fragte Zuchow ärgerlich.

„Er nannte mir ſeinen Namen nicht. Ich glaube, es iſt der neue Gehülfe vom Eulennest, der die Botengänge beſorgt und den alten Diener vertritt.“

„Sollte mir der was von ſeinem Herrn auszurichten haben? — Mag reinkommen!“

Da ſtand Waſchaw mit ſeinem zerrütteten, ſchmutzigen Stehfragen, in dem ſchäbigen ſchwarzen Rod, die Hoſen geſchliffen, die Schuhe ausgegetreten, nun vor ſeinem eleganten ehemaligen Schulkameraden, an deſſen Fingern Brillantringe funkelten, und der in der famelenen Hauſjoppe ganz wie ein geborener Edelmann ausſah, der hier von Gottes und Rechts wegen herein gehörte.

Zuchows blaſſes Geſicht wurde aſchfahl und ſeine häßlichen Züge verzerrten ſich, als er den väterlichen Gaſt nun am Klang der heifer trachzenden Stimme ſofort erkannte. Er wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück und ſtreckte, wie abwehrend, die Rechte aus. Doch lachend ergriff der andere ſie, drückte ſie und ſagte in gedämpfem Ton: „Alter Junge, du biſt wohl abergläubig und glaubſt, den Geiſt von deinem Freund Joſeph vor dir zu haben? Iſt nicht an dem, faſſe dich nur! Bin es noch in eigener Perſon, Andreas!“

Wie ſollte der Rittergutsbeſitzer ſich dieſem frechen Kerl gegenüber, den er in den tieſten Höllengrund verwünſchte, nur verhalten? Durfte er auf den vertraulichen Ton eingehen, oder ſollte

er den Herren markieren und das Subjekt an die Luſt befördern? — Der Schulfreund und ehemalige Genoſſe ließ ihm indes nicht Zeit zu langem Überlegen, drückte die Hand mit den Brillantringen noch immer und fuhr mit teuſlichem Grinsen fort: „Ja, a, Junge, es iſt lange her, als wir unſer letztes großes gemeinſames Geſchäft machten! Weiß noch, wie wir den Graſen Wedel mit der Kappſtute reinlegten? Wie hat der Kerl hinterher geſucht! Ei, das war ein Geſchäft! Und hinter unſere Mädchen

kam niemand. Denkſt du noch an jene Nacht, als wir den beſoffenen Wächter aus Weſtpreußen um blante zehntauſend Mark —“

„Scht, pſt, Menſch, ſo halte doch nur deinen Schnabel!“ flüſterte Zuchow, und die Angſt gebot ihm, dem Schurken, dem er hätte an die Gurgel fliegen mögen mit beiden Händen, ſo freundschaftlich wie nur möglich zu begegnen. Erzt jezt kam es ihm klar zum Bewußtſein, wie ſehr Waſchaw ihm in ſeiner gegenwärtigen Stellung ſchaden konnte. O, der kannte ja doch beſſen ganze Vergangenheit. Er zwang ſich alſo zu einem Lächeln, bot dem Mann in der ſchäbigen Kleidung einen Stuhl an und ſprach dann, noch immer halb flüſternd: „Armer Freund, dir iſt es gewiß recht ſchlecht ergangen. Habe gar nichts mehr von dir gehört. — Was treibſt du denn jezt? — Wohnſt du in der Gegend?“

„Ja wohl, Andreas, ich wohne im Städtchen und ſchlage mich als Gelegenheitsarbeiter, Aushilfskellner, Laufburſche uſw. ehrlich durch. Du haſt Glück gehabt, dich hat man nicht gefangen, darum biſt du jezt auch Schloßherr. Donner und Doria, Andreas, ich kann das immer noch nicht faſſen! Als ich dich ſo ſah heute beim Eulennest mit den beiden Schimmeln — Wetter nicht mal! Ich traute meinen Augen nicht! Großartig! Gehört habe ich ja wohl ſchon von deinen glänzenden Geſchäften. Und mich armes Luder ſtedten ſie wegen Hochſtapelei

und anderer Kleinigkeiten ins Zuchthaus. Vor drei Jahren kam ich wieder ans Tageslicht. Aber nun will mir nichts mehr glücken, wenigſtens im großen nicht. Habe mich, um ganz ehrlich zu ſein



Kapitän J. E. Meyer-Walbed, Gouverneur von Miantſchan.

vor Verdruss ein bißchen an den Brauntwein gewöhnt. Das taugt nichts für gute Geschäfte. Ist ein Laster, aber ein schönes. Sag mal — ah, — Sekt? — Mache mir aus dem lapperigen Zeug nicht gerade viel. Aber sag mal — einen guten Kognak, altes Haus? Muß die Kechle doch mal erst ein wenig schmieren, damit ich glatter erzählen ann."

"Warte nur, Joseph, sollst du haben. Aber komm, wir gehen in mein Arbeitszimmer. Du mußt mich recht verstehen. Sieh mal — der Leute wegen. — Ich bin natürlich nicht der Mann, der sich alter Freunde schämt. Aber es gibt so gewisse — Standesrücksichten."

"Laß nur, laß nur, Anders, ich bringe dich niemals in Verlegenheit!" erwiderte der Galsenvogel fortdal, dem Freund mit der schmutzigen, langfingerigen Rechten an die Schulter klopfend. „Verstehe dich vollkommen. Keine Seele soll erfahren, wie wir einmal zueinander standen. In Gegenwart anderer bist du der gnädige Herr und ich bin der arme Warschau, den du früher schon mal kennen gelernt hast und gegen den du die Rolle des hochherzigen Wohltäters spielst. Also gehen wir in das andere Zimmer und trinken einen Kognak."

Wohltäter? Das Wort löste neue Schrecken aus in Zuchows erregtem Hirn. „Wie schaffst du dir den Menschen nur vom Halse?" Der Gedanke marterte ihn immerfort.

Und Warschau ließ sich den teuren Kognak gut schmecken, wurde immer redseliger, immer lauter, lachte, scherzte, tanzte um den Tisch herum und schien gar nichts davon zu ahnen, wie furchtbar lästig er seinem vornehmen Freund und Gönner war.

"Sag mal, könntest du mir denn auf deinem Rittergut nicht irgendeinen Posten anvertrauen?" fragte er jetzt, nachdem er wieder ein Glas geleert, mit dem Armel über den stoppeligen Schnurrbart fahrend.

"Joseph, das wird schlecht gehen. Ich habe mehr Leute, als ich brauchen kann. Aber ich will dich warm empfehlen, will dir vorzügliche Zeugnisse ausstellen. Ein Mann wie du, der hier in Deutschland Schiffsbruch erlitten hat, gehört in die Neue Welt."

"Und das Reisegeld, würdest du es mir borgen?" fragte Warschau sehr interessiert.

"Warum nicht?"

"Freund, du bist eine Seele von Mensch, komm, laß dich umarmen. Noch bin ich ja hier bei dem alten Alchimisten verpflichtet. Aber bald — bald!"

Volle zwei Stunden hielt der ehemalige Vertraute des Schlossherrin von Finkenwerder bei diesem aus. Dann brach er endlich, nachdem er zu essen bekommen und auch einen Goldfuchs erhalten hatte, zu Tränen gerührt auf. Noch im Hof hörte Zuchow sein heiseres Lachen, und ängstlich spähte er umher, ob nicht Kasimir, oder Johann, oder von den Mägden eine in der Nähe wäre. Zum Glück schien niemand auf den unbetenen Gast aufmerksam geworden zu sein.

Draußen heulte der Sturm, daß die Wetterfahne auf dem Schloßdach knarrte, und es um die Ecken sauste und piffte, ächzte und stöhnte, als triebe Geisterpust sein Unwesen. Durch die roten und grünen Scheiben über der großen wappengeschmückten Eingangstür fiel des Mondes mattes Licht, und den Herren von Finkenwerder padte das Gruseln. Er fühlte sich gar so allein und verlassen an diesem Abend, nach diesem Tag voll herber Enttäuschungen und unliebsamer Überraschungen.

Trotzdem Warschau so reich beschenkt war und mit dem heutigen Tagelohn wohl zufrieden sein konnte, trotzdem ihm der Himmel nun voller Geigen hing, konnte er doch nicht umhin, auch diese Nacht noch einmal das fürstlich Sonnenfeldsche Revier zu durchstreifen, um zu sehen, ob sich in den gestellten Schlingen etwas gefangen hätte. Er war ein überaus leidenschaftlicher Jäger. Einen gewisigeren verschlageneren Wilderer als ihn hatte der Oberförster nicht zu befürchten. Und seine kurze Büchse, die er meist im Walde versteckt hielt oder zerlegt unter der Joppe, auch wohl in der Kiepe trug, verfehlte ihr Ziel fast niemals. Zudem fing er manches Gäselein in kunstvoll gefertigten und äußerst geschickt aufgestellten Schlingen. Um diese zu revidieren begab er sich also, nachdem er in seiner erbärmlichen Kellervohnung in der Judengasse der Stadt kurze Zeit geraustet hatte, ins Gehölz und erbeutete auch in der Tat zwei Hasen, ohne daß ihn jemand dabei entdeckte. War zu gern hätte er sich auch noch an einen der Kapitalhirsche, deren Brunnstuf von ferne an sein Ohr dröhnte, herangepircht. Doch das verschob er, da er sich infolge des reichlichen Kognatgenusses doch etwas unsicher fühlte, lieber auf eine andere Wondnacht. Für heute mochte es genug sein.

Heute war Ulrich Erlensborn auf der Oberförsterei Hirschforst eingetroffen. Kutscher Fritsch und die drei Jungens hatten ihn von der Station Grünforst abgeholt, und diese hingen nun wie die Kletten an ihm. Als wäre er ihr älterer Bruder, so schien es fast.

Und so benahm er sich auch ihnen gegenüber vom ersten Augenblick an. Mit derber Herzlichkeit hieß ihn der Oberförster willkommen, drückte ihm die Hand, als wollte er sie mit seiner gewaltigen Rechten zermalmen, machte nicht viele Worte, nannte ihn „Junge“, wie wenn er sein Sohn wäre, und tat dann, als hätte er ihn schon längst um sich gehabt. Es wurde eifrig über Forstangelegenheiten gesprochen und noch heute Abend wollten sie beide das Revier durchstreifen. Als der neugebadene Forstassessor dann aber nicht länger an sich halten konnte, auch seinem Gefühl herzlicher Dankbarkeit wegen der ihm gewordenen Unterstützung während der letzten zwei Jahre in bewegten Worten Ausdruck zu geben, da wurde der Kiese vom Walde unwillig, schüttelte sein mächtiges Haupt, zog die Brauen zusammen und knurrte: „Nur keine Rührzienen, Ulrich! Dein Vater und ich waren Freunde. Kein Wort weiter von guten Werken! Meinst du es gut mit deinem Onkel Martin, dann tu deine Schuldigkeit. Basta!"

Wohl zum fünftenmal fuhr Ulrich, während sie beide hier im Bureau saßen, nach der Tür herum, denn immer wieder war es ihm, als müßte jemand eintreten — die Dame des Hauses nämlich, die er noch gar nicht gesehen. Lottchen hatte zu ihrem größten Leidwesen Besuch, sehr vornehmen Besuch sogar, die junge Gattin des Freiherrn von Richtenfeld auf Stolzenthal, und konnte sich darum um den Gast bisher nicht bekümmern, so schmerzlich ihr das auch war.

Und die sehr gesprächige, sonst reizende Dame dachte immer noch nicht ans Ausbrechen. Die zarten Winke und Andeutungen der Oberförstersochter verstand sie nicht, daß der Forstassessor Erlensborn angekommen sei und gewiß großen Hunger litte, interessierte sie herzlich wenig; sie redete vom Tennisspiel, vom landwirtschaftlichen Kasino, von der geschmacklosen neuen Wintermode, von ihrem Aufenthalt in Rom während der Hochzeitsreise und kam in endloser Folge vom Hundertsten ins Tausendste.

Endlich erschien der Oberförster, den seines jungen Freundes nun auch jammerte, sehr geräuschvoll im Salon, räusperte sich etwas zu laut und sagte mit einer Verbeugung gegen die elegante junge Frau: „Gnädigste werden schon einen Augenblick mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müssen. Lottchen muß mal einen Blick in die Küche werfen und für unsern Assessor einen kleinen Imbiß besorgen. Der junge Herr war nämlich seit heute früh unterwegs."

Frau von Richtenfeld lachte ihr helles, harmloses Badtsch-lachen, beurlaubte die Dame des Hauses mit einer scherzhaften Bemerkung und fand es interessant, mit dem alten Herren ein wenig zu plaudern. Der bärbeißige Weidmann konnte nämlich, wenn er guter Laune war, ein recht netter Gesellschafter sein und ließ in Gegenwart schöner Frauen gern seinen köstlichen Humor sprudeln.

Da auf einmal sah Ulrich Lottchen Martin vor sich. Und er war nicht wenig überrascht, das verriet sein verlegenes Gesicht, seine Verbeugung, sein ganzes Benehmen. So hatte er sich Hans-Georgs Schwesterlein denn doch nicht vorgestellt, in all den Bildern, die er sich unterwegs und jetzt eben noch in seiner Phantasie von ihr entworfen. Ein niedliches, blondes, blauäugiges Mädel, frisch und appetitlich, würde sie geworden sein in den vier Jahren, das unterlag für ihn keinem Zweifel. Doch die da nun in vornehmer Würde vor ihm stand — eine hervorragende Schönheit, eine königliche Erscheinung —, die konnte er ganz gewiß nicht als das lustige Lottchen wiedererkennen. Sie war in ihrer dunkelgrünen Japanbluse, in dem schlichten, schwarzen Rod keineswegs übertrieben fein gekleidet, wenn auch schick und modern, doch es haßte ihrer ganzen Erscheinung so etwas Bornehmes an, daß es Ulrich unmöglich schien, den Ton zu finden, den er ihr gegenüber anzuschlagen sich vorgenommen hatte. Und nun bot sie ihm ihre feine, weiße Hand, die so tapfer zugreifen konnte in der Wirtschaft und darum auch nicht so weich war, wie er gemeint. Ein verbindliches Lächeln und zu seiner lebhaften Freude, auch zugleich etwas von dem früheren Schalk umspielte dabei ihre rosenroten Lippen. Mit der altbekannten glodenhellen Stimme rief sie aus: „Herzlich willkommen, Herr — Assessor, und zunächst meinen Glückwunsch zum bestandenen Examen. Sie sind gewiß schon sehr böse auf mich, daß ich meine Pflichten als Hausfrau so arg vernachlässigte?"

"Aber ich bitte, — Fräulein Lottchen —" Er machte eine Verlegenheitspause und fuhr dann zögernd fort, während lichter Rot in ihre Wangen stieg: „Sie gestatten doch, daß ich noch so sage, wie ich es von früher gewöhnt bin? „Gnädiges Fräulein" würde ja gar so fremd und steif klingen. Ihr Herr Papa nannte mich gleich beim Vornamen und Du, und Ihre Brüder machten es auch so. Es hat sich zwar ja sehr viel geändert inzwischen —"

"Ja, das ist richtig!" fiel sie ihm eifrig ins Wort, das er glühende Gesicht hinter der Portiere vertheidend, so gut es ging. „Ich hätte Sie mit Ihrem Vollbart auch nicht wiedererkannt. Sie sollen sich bei uns ja doch heimisch fühlen, Ulrich, darum

wollen wir alles Steife lassen. Und nun besorge ich Ihnen etwas zu essen und zu trinken. Es tut mir zu leid, daß ich nicht früher abkommen konnte."

Die letzten Worte hörte er kaum noch, denn schon huschte sie wieder hinaus, leicht und gewandt wie eine Elfe. Er aber stand mit weit aufgerissenen Augen da und starrte die Tür an. Dabei schlug ihm das Herz so gewaltig, daß er sich vorkam wie als junger Kadett vor dem Tanzstundenball. Seitdem hatte es nicht so gepocht.

"Ein entzündendes Wesen!" konnte er nur denken, und es durchwogte ihm die Atern wie ein Zauberstrom aus dem Meere unendlicher, unergründlicher Seligkeit. "Das also ist Lottchen, das kleine, netische Ding! O, mit diesem süßen Geschöpf unter einem Dach wohnen, sie als Hausmütterlein für sich sorgen zu sehen, das muß ja etwas ganz Wonnevolles sein!"

Da waren Werner und die einander so merkwürdig ähnlichen Zwillinge auch schon wieder, die der Vater vorhin hinausgeschickt hatte, weil er allein mit Ulrich sprechen wollte. Sie fragten und erzählten unablässig und baten ihn dringend, sie doch auf seinen geplanten nächsten Streifen mitzunehmen. Heute und morgen hatten sie ja nur noch Ferien.

Lottchen deckte selber den Tisch mit einer Hast, die ihrem ruhigen, besonnenen Wesen sonst ganz fern lag, rannte mit dem Tablett gegen einen Türpfosten, daß zwei Gläser klirrend in Scherben zerprangen und der Tee zur Hälfte verschüttet wurde, machte sich darob heftige Vorwürfe, glühte wie draußen die dunkelroten Rosen im Garten und fühlte sich auf einmal wieder so recht als dummes, unbeholfenes Mädel. Dabei glaubte sie immer noch Ulrichs wohlklingende Stimme zu hören und in seine großen, erkaunten, braunen Augen zu schauen. Der dunkelblonde Vollbart, ach, der hatte sein Gesicht so ganz verändert, so viel männlicher, würdiger gemacht. Was war er überhaupt für ein stattlicher Mann geworden! So etwas Kühnes und doch wieder Herzengutes lag in diesen Blicken, die sie anschauten, daß sie sich abwenden mußte, so etwas Vertrauensweckendes sprach aus seinem ganzen Wesen. O ja, der Ulrich würde wie ein Sohn und Bruder in dieses Haus passen. Man kannte ihn ja schon lange, seinen lauternden, ehrenhaften Charakter.

Gottlob, endlich konnte er etwas zu essen bekommen. Schnell warf sie einen Blick in den Spiegel, kühlte ihre heißen Wangen mit dem kalten Metall der Tischglocke, zupfte an der Bluse, strich eine blonde Haarsträhne hinter das Ohr und lief dann ins Bureau, um die Herren zu Tisch zu bitten. In dem Augenblick bellte Nero gewaltig draußen, eine laute, schnarrende Stimme suchte ihn zu beruhigen und sporenklirrend betrat jemand den Flur. Der Leutnant von Thedenhaus war es, Frau von Nichtenfelds Bruder.

"Bleib' zurück, Ulrich", sagte Werner zu diesem, als sie, Lotte folgend, hinaustraten, um sich ins Speisezimmer zu begeben. "Der Leutnant hält sich sonst wieder sehr lange auf und es wird nichts aus der Streife heute Abend."

Mit tiefem Bückling küßte der Herr im weißen Sportanzug, mit gelben Gamaschen und blanken Sporen der jungen Dame die Hand, tat sehr freundschaftlich und gab an, nur gekommen zu sein, um seine Schwester abzuholen.

Lotte wurde noch verwirrter, nötigte ihn in den Salon, kam dann zurück, bat Ulrich, tüchtig zuzulangen, schaute ihn so recht göttlich an mit ihren tiefblauen Augen und verschwand schnell wieder.

Eine Wolke erschien auf des jungen Forstmanns eben noch so strahlendem Antlitz. Wie nett wäre es gewesen, wenn sie jetzt ebenfalls hier am Tisch gegessen hätte! Aber ihr und ihres Vaters Platz war leer. Werner besorgte das Nötige, und die Zwillinge taten ebenfalls das Ihrige.

"Der Leutnant kommt wohl öfter zu euch?" fragte Ulrich.

"Er hat sehr langen Erholungsurlaub", erwiderte der Kadett. "Ich glaube ein Vierteljahr. Ist ein recht netter Herr, der schon viel erlebt hat. War mit in China und diente bei der Schutztruppe. Er hält sehr viel von Vater. Wir haben ihn während der Herbstferien öfters hier und in der Nähe gesehen. Mit seiner Schwester, der Baronin, ist Lotte von der Pension her gut bekannt. Wenn sie nur nicht zu lange bleiben. Dann wird aus der Streife nichts mehr. Und ist doch so herrliches Wetter heut."

Ulrich schien zerstreut auf einmal. Er überhörte des einen Zwilling's Frage und schaute nach der Wand, als zählte er die Räden der verschiedenen dort hängenden Hirschgeweihe. — Doch die junge Baronin hielt sich nicht mehr lange auf, beide Geschwister verabschiedeten sich bald und gingen, Lottchen noch bittend — das hörte Ulrich ganz genau —, ja recht bald zum Tennis zu kommen. Es sei gar so langweilig bei ihnen draußen.

Jetzt saßen Vater und Tochter ebenfalls am Tisch, und nun wurde es gemütlich. — Nachher ging es in den Wald. Auch Lotte schloß sich an, denn der Abend war gar so verlockend.

Ertappte man auch keinen Wilderer im Revier, so entdeckte Ulrich doch mit seinen überaus scharfen Augen in nächster Nähe

des von einem jungen Hilfsjäger bewohnten Forsthauses eine Hasenschlinge, die aus Warfhaus Fabrik stammte.

"Höchst merkwürdig!" sagte er, das Ding aufhebend. "Entweder muß der Beamte, der hier wohnt, selber ein Spitzbube sein, oder er ist mehr als eine Schlafmücke."

"Beides, beides!" brummte der Oberförster in höchster Erregung. "Ich habe dem Miller schon lange nicht getraut."

Zu Hause fanden sie ihn nicht, aber Ulrich nahm sich vor, ihn am nächsten Tage gehörig zur Rede zu stellen und ihn fortan scharf zu beobachten.

Wie ausgestorben schien der Wald. Vereinzelt nur hörte man den Brunnschrei eines Hirsches, sonst lag tiefer Frieden über den Wipfeln. Den drei Jungens gefiel das gar nicht, sie suchten den Zusammenstoß mit Wilderern herbei, lebten nach einem interessanten Abenteuer.

An einer weiten, vom Mondlicht silbern überfluteten Pflanzung sagte Vater Martin dann: "So, Kinder, hier, glaube ich, müssen sich unsere Wege trennen, wenn wir noch etwas erreichen wollen. Seht, Jungens, ihr schlagt das Gestell hier links ein und schleicht euch vorsichtig durch bis zum Dorfmoor, ich gehe mit dir, Lotte, geradeaus, und Ulrich, du hältst dich hier rechts, parallel dem Fluß. Treffpunkt: die große Eiche am See. Und Burtschen, haltet den Hund fest an der Leine, rate ich euch! Treibt auch keinen Unfug mit euren Terzerolen."

Ulrich schaute Vater und Tochter, die sich zunächst in Bewegung setzten, da der alte Herr nur langsam gehen konnte und Lottchen als Stütze brauchte, nach, bis sie im Dickicht verschwunden waren. "Wie ist sie schön! Ein wunderbares Wesen!" sprach er leise vor sich hin und schritt dann, obgleich seine Augen scharf nach allen Seiten spähten und seinen Ohren auch nicht das leiseste Geräusch entging, wie ein Träumender dahin. "Und bist du noch nicht verliebt, dann wirst du es bald sein", sagte er stumm zu sich selber. Jeden muß dieser Engel ja bezaubern. Aber sie wird gar wählerisch sein, sie kann es ja sein. Ein reicher Edelmann aus der Gegend, der Leutnant, der so nett zu ihr tun konnte und so interessant erzählen soll, der wäre vielleicht der rechte Mann für sie —"

Weiter kam er in seinem Grübeln nicht, denn jetzt erblickte er jenseits des hier mit starker Strömung bergab rauschenden Flusses eine menschliche Gestalt. Vom Eulennest her kam sie. Ein langer Mann mit vorgestrecktem Kopf und einer Butte auf dem Rücken war es. Er schlenkerte mit Armen und Beinen, als hätte er seine Gliedmaßen nicht recht in der Gewalt. Nun schlug er den Pfad ein, der längs eines schroff abfallenden Hügels neben dem Fluß hin führte, der Stadt zu. Plötzlich schien er vom Erdboden verschwunden zu sein. Ulrich vermochte, so sehr er seine Augen auch anstrengte, rein gar nichts mehr von ihm zu sehen. Darum verdoppelte er seine Schritte, um sich eilends der Stelle, wo er ihn eben noch bemerkte, zu nähern, denn der Mensch kam ihm verdächtig vor. Kauerte dort nicht jemand hinter dem Ginstergebüsch? Ganz leise schlich er näher, sich duckend, auf allen Vieren kriechend, ängstlich jedes Geräusch vermeidend. — Ja, da sah der eigenartige Gesell.

"Nero — Nero — zurück!" schallte es in diesem Augenblick links von heller Knabenstimme. Die Jungens hatten also doch den jetzt laut bellenden Hund losgelassen. — Wie ärgerlich! — Und nun ein Getrappel, als sprengte Kavallerie durchs Gehölz: da — voran ein gewaltiger Hirsch, gewiß ein Sechzehn- oder gar Achtzehner! Und hinterdrein fünf schwächere Tiere. Im vollsten Galopp preschten sie an Ulrich vorüber, um kurz vor dem Fluß scharf nach rechts zu biegen und in der Tannenschonung zu verschwinden. Gleich darauf erhob sich die Gestalt hinter dem Ginstergebüsch auch wieder und bewegte sich mit langen Schritten vorwärts.

"Nichtswürdige Rader!" dröhnte des Oberförsters Stimme jetzt durch die Buchen, daß es echote. Bengels können nicht mal den Köter festhalten! Na, wartet nur! Vielleicht besänftigte Lottchen ihn noch rechtzeitig, denn als man sich nun bei der Eiche traf, fiel das Donnerwetter, das sich über den Häuptern der drei Burtschen, die eifrig ihre Unschuld beteuerten und den Zwischenfall lediglich auf das Reitzen der Leine schoben, noch erträglich genug aus. —

"Ja, Hirsche gibt es genug im Revier", sagte Martin dann, als man gemeinsam heimwärtschritt. "Ich hüte jedes Exemplar aber auch wie meinen Nagapfel und kann es nicht verwinden, daß mir vor vier Wochen ein Zwölffender weggeknallt wurde."

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke zur Heimat

Aus den Erinnerungen eines Diplomaten. Von Max Treu.

(Nachdruck verboten.)

Carneval in Rizza! — Wer vergäße ihn, der ihn einmal mitgemacht hätte! Wochenlang buntbewegte Mengen in den Straßen, Musik, Pfeifen, Singen ringsum, tausend und aber tausend toll gewordene, ausgelassene Menschen, die jauchzend



Erprobtes belgisches Maschinengewehr mit Hundebespannung.

und jubelnd untertauchen in den unverfiegbaren Ströme des Vergnügens jener Tage, Konfetti- und Blumenschlachten, lichte Witworte herüber und hinüber, himmelhohe Preise in den Hotels — carne vale! Jenseits der Promenade des Anglais aber das leuchtende Meer mit seiner ewigen Schönheit, und auf der entgegengesetzten Seite im Hintergrunde die Seealpen in schweigender Majestät, zuweilen sich in leichte Wolken hüllend, als



Reichsbauinspektor Dr. v. Lamm.

(Mit Text.) Hofphot. G. Noack.

wollten sie all das tolle, übermütige Treiben in Straßen und Gassen, in Restaurants und Balljäten nicht mehr sehen. Und über Meer und Gebirge und Menschen der strahlende Himmel des Südens in unverhüllter Schönheit, tagsüber in tiefstem Blau und nachts überfät mit Millionen Sternen — wer vergäße das alles?

Es war vor einer Reihe von Jahren. Wir saßen, eine kleine Tischgesellschaft, im Hotel Milliet beieinander, und beobachteten durch die großen Spiegelscheiben hindurch das Treiben in der Rue Alphonse Karr. Es gehörte nicht viel Menschenkenntnis dazu, festzustellen, daß die Menge aus aller Herren Länder stammte, Franzosen, Amerikaner, Russen, Deutsche — „Und der Grundsatz der meisten: ubi bene, ibi patria!“ warf mein Freund, der Legationsrat, mit seiner scharfen Stimme hin, als ein Mitglied unserer kleinen Tafelrunde eine Bemerkung über die Internationalität des Publikums geäußert hatte. „Ich möchte wetten,“ fuhr er fort, „es sind nicht allzu viele darunter, die nicht auf der Stelle bereit wären, ihre Heimat aufzugeben, um überall dorthin zu gehen, wo ihnen, wie hier, das Vergnügen

von allen! Mancher, der im Auslande lebt oder leben muß und den Weg nicht heimfinden kann, vergißt sie nie und stirbt wohl auch an ihr —

Und während unser Gespräch über dieses Thema dahinflöß, war es mir, als stiege aus dem schlanken Champagnerfeld vor mir ein wahres, blaßes Mannesgesicht auf, eine blutrote Narbe auf der Stirn, funkelnde braune Augen darunter — ich kenne ihn. Das war einer, der an der Heimat starb —

Und während jetzt draußen die Dämmerung niederfank, erzählte ich den Freunden die Geschichte von einem, der grollend und zürnend das Vaterland verlassen und der doch die Brücke zur Heimat nicht hinter sich abgebrochen hatte, so daß sie ihn und sein heißes Herz in ernster Stunde wieder hinübertrug.

Der Waffenlärm des Jahres 1859 war verklungen; Frankreich, Sardinien und Österreich hatten den Regen in die Scheide gesteckt, und die gewitterchwüle, nervöse Spannung, welche über Europa gelegen, begann zu verfliegen. Man glaubte wieder

der Pol ist, um den sich alles dreht.“ Wir stimmten ihm mit der einen oder andern Einschränkung im wesentlichen zu. Wußten wir doch aus so manchem ärgerlichen Aktenstück der Botschafts- und Gesandtschaftskanzleien nur allzugut, daß gerade das Publikum der Riviera, das, um sich zu amüsieren, dorthin kommt, sich aber meistens nur dann um sein Vaterland zu kümmern pflegt, wo der eine oder andere notgedrungen irgendein Anliegen an die Behörden der Heimat zu richten hat. Man vergißt so schnell heute, und oft, nur zu oft, ist gerade die Heimat das, was am schnellsten vergessen wird.

Nicht von allen! Nein, wahrlich, nicht



Ein schiefer Turm in Deutschland.

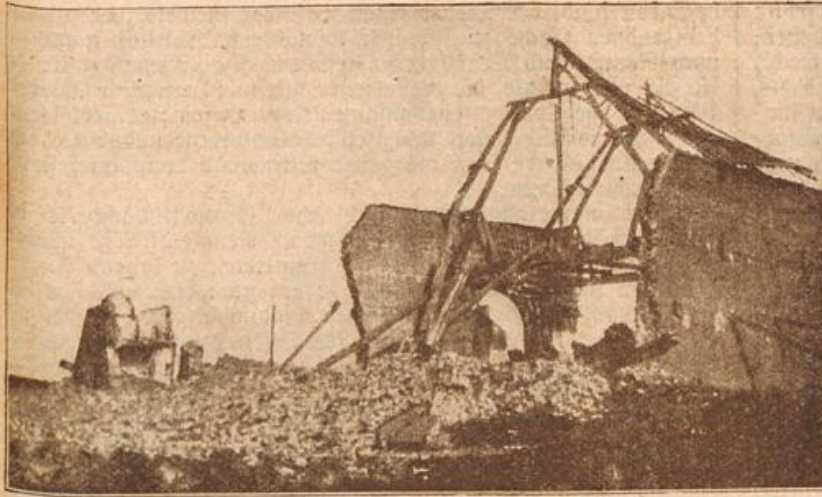
(Mit Text.)



Französische Infanterie, zum Angriff vorgehend.



Französische Mitrailleuse (beim Schießen mit Wasser gefüllt).



Die Wirkung deutscher Granaten bei Namur.

eine lange Reihe von Friedensjahren vor sich zu sehen, und so manche heißblütige Natur, die für den Frieden nicht war und sich nach dem Donner der Kanonen und dem Murren der Bajonette gesehnt hatte, suchte nun nach einem andern Wege, um dem gärenden Innern Luft zu machen. Das Spiel grassierte in jenen Tagen überall; zahlreiche Spielbanten, namentlich in den großen Kurorten, zogen den Leuten das Geld aus der Tasche, und so



Carl Ritterer,

der aus dem Burenkriege wohlbekannte englische General, wurde nach der englischen Kriegserklärung an Deutschland zum Kriegsdienst ernannt, um das Landheer zu reorganisieren.

manch einer, dem man eine große Zukunft prophezeit hatte, ging damals, wie man zu sagen pflegt, „um die Ecke“. Auch Otto von Werneburg gehörte zu ihnen. Ein junger Offizier aus armer, schlesischer Adelsfamilie, der sich in seiner kleinen rheinischen Garnisonsstadt beim Einerelei des Frontdienstes zum Sterben langweilte, fand es, daß Wiesbaden, Homburg, gelegentlich auch Spa, in gar zu verlockender Nähe lägen, als daß man nicht einmal hinüberfahren und die blanken Goldstücke auf den grünen Tischen rollen lassen sollte.

Aber er fand auch das andere: daß nämlich die Bank ein „verfluchtes Glück“ hatte und, wie der Magnet das Eisen, Goldstücke und bunte Scheine unwiderstehlich an sich zu ziehen verstand.

Na ja, das war nun mal so — daran läßt sich nichts ändern. Aber wozu war denn die Hoffnung? Was man heute verloren hatte, konnte man das nächstmal zurückgewinnen; man mußte nur den Einsatz beharrlich verdoppeln. Einmal mußte unfehlbar der große Schlag kommen.

Der kam denn auch. Aber etwas anders, als ihn der gute Otto Werneburg sich gedacht hatte. Eines Tages nämlich ließ ihn der Oberst zu sich befehlen — „im Dienstanzug“. Man wußte, was das zu bedeuten hatte! Einen gründlichen Rüffel zum

und Uniform und Zukunft waren gerettet gewesen! Warum traf nun gerade ihn das dumme Los?



Ein Millionär als Geisel.
(Mit Text.)

zahlreiche Briefe, um eine Stellung zu erlangen — alles vergeblich. Für einen mit schlichtem Abschied entlassenen Offizier wollte niemand Verwendung haben. Und um so weniger, als gerade damals in Preußen der große Militärkonflikt sich zuzuspitzen begann, und das Bürgertum, aufgebracht über Militär und Regierung, nicht ohne gewisse Schadenfreude abwinkte, wenn ein entgleister

mindesten. Es gab denn auch eine lange Unterredung, bei der sich schließlich, nachdem einige Donnerwetter des Obersten die Luft gereinigt hatten, zum Erschrecken deutlich die wenig erfreuliche Tatsache herausstellte, daß Debet und Kredit durchaus nicht klappen wollten, und daß zu dem Debet auch mehrere Wechsel gehörten, die indiskrete Manichäer dem Obersten präsentiert hatten.

Das Ende vom Liede aber war der schlichte Abschied.

Das begriff der junge Mann nicht. Der Abschied — lumpiger Schulden halber! Als ob eine reiche Heirat einen nicht wieder auf die Beine bringen könnte! Lieber Himmel, wie vielen war das schon so gegangen! Schulden über Schulden, und im letzten Augenblick ein reicher Goldfisch, ein nobler Schwiegerpapa, der alles bezahlte,



Englische Infanteristen in kriegsmäßiger Ausrüstung.

Da es in England eine allgemeine Wehrpflicht nicht gibt, wird das aktive Heer durch Werbung ergänzt. In der Heimat bleiben? Ein Krämer werden? Mit Elle und Bandmaß hinter dem Ladentisch stehen und jedem alten Weibe, das für einen Dreier Birn kauft, ein freundliches Gesicht machen müssen? Der junge Mann schredte vor dieser Aussicht keineswegs zurück — leben müssen, das war das eiserne Gebot, das sich ihm zur Erfüllung in den Weg stellte. Er machte zahlreiche Gänge, schrieb



Kriegs-sanitätshunde. (Mit Text.)

Offizier sich ihm mit irgendwelchen Wünschen nahte. Es fehlte nicht an solchen, die das Werneburg sehr deutlich fühlen ließen, und hatten schon vorher Erbitterung und Groll über das Unrecht, das ihm seiner Meinung nach durch den schlichten Abschied — „lumpiger Schulden halber!“ zugefügt worden war, von dem jungen Mann Besitz ergriffen, so wuchsen diese bei solchen Erfahrungen immer mehr an, bis er eines Tages, wiederum von einem vergeblichen Wege um Beschäftigung heimkehrend, mit lautem Fluch Hut und Stod in die Ecke warf: „Hol der Teufel das Vaterland, wenn es mir nichts zu essen geben will!“

Zu diesem Augenblicke stand in ihm der Entschluß fest, der Heimat für immer den Rücken zu wenden. Drüben in Nordamerika tobte der Waffenlärm — da wird schon Platz sein für jemanden, der das Schwert zu führen gelernt hatte!

Freunde und Bekannte brachten das Geld für die Reise zusammen. Eines schönen Tages stand Otto von Werneburg auf dem Dampfer, der ihn zur neuen Welt führen sollte, und als die grünen Wellen der Nordsee um das Schiff rauschten und weit hinten in der Ferne die heimatliche Küste versank, tiefer, tiefer, immer tiefer, zuletzt nur noch einem schmalen, blassen Nebelstreif vergleichbar, da blickte er still und regungslos in die Richtung, wo die Heimat verschwunden war, und über seine Lippen kamen die Worte:

„Leb wohl für immer! Gutes hast du mir nicht getan!“ —

In der Tat, er schien damals mit der Heimat für immer abgeschlossen zu haben. Keine Zeile, kein Gruß gelangte von ihm hierher, wo doch so mancher weilt, der des frischen, frohen Gesells mit dem treuen Herzen gern und wehmütig gedachte. Aber er schrieb nicht; er wollte offenbar für die Heimat tot sein. Erst durch Personen erfährt man einiges von ihm. Er war in die Kavallerie der Nordstaaten unter General Stuart eingetreten, und ein verwegener Reiter und unermüdlich im Sattel, hatte er bald die Augen des Generals auf sich gezogen. Stuart aber wußte, ganz besonders in den großen Tagen der Krisis, die damals für die Nordstaaten angebrochen waren, jede brauchbare Kraft an sich zu fesseln, und so gehörte Werneburg bald zum Stabe des Generals und ritt an dessen Seite die glänzenden Attaden mit, die in so manchem schon halb verlorenen Treffen die widerwillige Siegesgöttin aufs neue an die Fahnen der Union fesselten. Wo es irgendeinen verwegenen Reiterstreich gab, da fehlte der „deutsche Kapitän“ gewiß nicht, und wenn nach schwerem Kampfe auf einem heilumkritenen Poften das Sternbanner aufgezo-gen wurde, so hatte er daran sein gut Teil.

So glaubten denn wir, die wir ihn gekannt hatten, in ihm einen jener vielen Deutschen zu sehen, die zur politischen und wirtschaftlichen Selbstständigkeit der Vereinigten Staaten Arbeit, Blut und Leben dahingegeben haben.

Aber es sollte anders kommen.

Eines Tages gelangte zu uns die Nachricht, daß Otto von Werneburg in einem Gefechte gefallen sei. Ein fürchterlicher Dieb über die Stirn habe ihn getroffen, und mit klaffendem Schädel sei er vom Pferde gesunken.

„Grüßt mir die Heimat!“

Das war das letzte Wort gewesen, welches die Kameraden, die zum Teil Deutsch verstanden, von seinen zuckenden Lippen vernommen hatten, und sie hatten sich beeilt, den letzten Gruß des Sterbenden den Zurückgebliebenen im Vaterland zutommen zu lassen. Und einige Monate darauf kam auch durch Vermittelung der amerikanischen und preussischen Behörden die amtliche Bestätigung der Todesnachricht zu uns.

Armer Otto Werneburg! Wenn der große Bruderkrieg da drüben zu Ende sein wird, so wird über die Städte, wo du schlummerst, der Pflug gehen, der Farmer wird seine Herden darüber treiben, in hellen Mondscheinächten die Rothaut beim Zuge durch die Jagdgründe auf pfeilgeschwindem Roß darüber jausen — aber deine Ruhestätte ist versunken und vergessen, deinen Namen kennt niemand mehr, einer der vielen Deutschen von echtem Schrot und Korn, die im fremden Lande unbeweint zugrunde gingen.

Im Hochsommer des Jahres 1870 arbeitete ich einige Zeit im Bundeskanzleramt in Berlin. Spichern, Wörth, Mars la Tour, Gravelotte waren geschlagen, ein Jubelsturm flog durch das ganze deutsche Land vom Haff bis zu den Alpen, und ein großer, gewaltiger Feiertag voll rauschender Freude, aber auch voll tiefen Ernstes schien über das Vaterland gekommen. Nur für uns arme Bureauumenschen nicht, die wir, wie leicht begreiflich, gerade in jenen tiefbewegten Tagen alle Hände voll zu tun hatten. Unser Chef, der „Eiserne Kanzler“, war mit einem großen Teil seiner Beamten in Feindesland, und wir Zurückgebliebenen hatten doppelte und dreifache Arbeit zu bewältigen. Ich war daher wenig erbaut, als mir an einem heißen Vormittag gegen Ende August, der mich unter Akten und Schriftründen aller Art

begraben fand, der Diener einen Besucher meldete, der mich in dringendster Sache zu sprechen wünschte. Natürlich fragte ich nach Namen und Stand des Fremden. Der Diener zuckte die Achseln und meinte, die wolle jener nur mir persönlich angeben. Überhaupt scheine das ein seltsamer Kauz zu sein; er sieht in der Kleidung ziemlich deßert aus, sei sehr aufgeregt und hätte eine fürchterliche Narbe über die ganze Stirn, daß man sich fast vor ihm fürchten könne.

„Der kommt ganz gewiß nicht ohne Grund!“ dachte ich bei dieser Schilderung, die außerdem meine Neugierde rege machte, und gab den Befehl, den Fremden eintreten zu lassen.

Einen Augenblick später stand er vor mir: eine mächtige Gestalt, sechs Fuß hoch in den Schuhen, braungebrannt von südlicher Sonne, aber mit einem Zuge tiefen Leidens im Antlitz, und da über der Stirn war die Narbe, offenbar von einer schweren Verwundung herrührend, an der irgendein Stümper von Wundarzt seine Kunst ausgelassen haben mochte. Über der ganzen Gestalt und in der ganzen Haltung des Mannes lag etwas Mitterliches, Vornehmes, das völlig übersehen ließ, daß seine Kleidung nur eine mangelhafte und abgetragene war.

„Womit kann ich dienen?“ fragte ich, mit einigem Erstaunen den seltsamen Gast musternd.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Graf?“ Klang da die Gegenfrage.

Verwundert starrte ich mein Gegenüber an. Da sehe ich zum erstenmal das Auge, das bisher von buschigen Brauen verdeckt war — ein funkelndes, braunes Auge. — — —

Verwirrt griff ich mich an die Stirn.

„Stehen die Toten auf?“ fragte ich. „Oder träume ich?“

Ein Lächeln huschte über das ernste Gesicht des Fremden.

„Es ist kein Traum, Herr Graf: Otto von Werneburg steht vor Ihnen!“

„Alle guten Geister stehen mir bei — das ist nicht möglich! Sie sind ja längst tot, Menschenkind!“

„Das sagte man mir auf der Polizei eben auch, Herr Graf! Aber schließlich muß doch ich selbst das am besten wissen! Und ich weiß, daß ich lebe, weiß, daß ich in meinem Vaterlande bin —“

Jetzt erst kam ich aus meinem Staunen zu mir. Ich reichte ihm die Hand.

Herzlich willkommen im Leben, Herr von Werneburg — im Leben und in der Heimat!“

Ich bat ihn, Platz zu nehmen, und nun, da er mir gegenüber saß und das volle Tageslicht auf seine Züge fiel, erkannte ich ihn langsam wieder.

„Aber wie ist das alles möglich?“ fragte ich.

„Es geschehen immer noch Wunder, Herr Graf — man muß nur an sie glauben!“ entgegnete er.

„So sind Sie nicht tot?“ fragte ich wieder, halb im Scherz, halb im Ernst.

„Ich war es nie!“ gab er zurück. „Nicht immer ist ein gespaltenener Schädel der Führer zum Jenseits!“

Und lächelnd wies er auf die riesige Narbe an der Stirn.

„Aber, mein Gott, wir haben doch die amtliche Mitteilung Ihres Todes erhalten?“

Wieder lächelte er.

„Alle jungen Völker sind ziemlich freigebig mit der Zahl ihrer Toten; es kommt ihnen auf ein paar mehr oder weniger nicht an. Und als ich damals mit gespaltenem Haupte vom Pferde stürzte, die Kameraden alle Zeichen der Agonie an mir wahrnahmen und später keine Spur von mir zutage kam — hm, da galt ich ihnen eben für tot, und sie glaubten, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie es in meine Heimat berichteten. Die Verlustlisten jenes großen Krieges waren, soweit solche aufgestellt wurden, von geradezu kindlicher Einfalt — die Vermissten wurden fast immer zu den Toten gerechnet, und ich war ein Vermisster!“

Er schwieg einen Augenblick. Sein Auge ruhte eine Sekunde forschend auf mir. „Ich nehme Ihre Zeit über Gebühr in Anspruch, Herr Graf!“ sagte er dann und wollte sich erheben.

Sanft drückte ich ihn wieder in den Sessel nieder.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!“ rief ich lebhaft. „Erzählen Sie mir, was Sie erlebt haben, und dann sagen Sie mir ohne Rückhalt, was ich für Sie tun kann!“

„Sie sollen mich zum Leben erwecken, Herr Graf!“ antwortete er lächelnd.

„Na, ich dachte doch, das hätten Sie selbst am besten besorgt! Ein Zweifel ist doch nicht mehr möglich!“

„O doch! Die hohe Polizei erklärte mir soeben, ich sei tot, in den Akten stände es schwarz auf weiß, und als ich danach vorstellte, daß ich ja doch lebendig vor ihnen stände, entgegneten mir die weisen Herren, das mache alles nichts, ich sei tot, und der Fall, daß ein Toter an die hohe Behörde Wünsche richte, sei in den Gesetzen und den Paragraphen nicht vorgesehen.“

Ich mußte laut lachen.

„Den Humor haben Sie noch nicht verloren, Herr von Werneburg!“

„Wenigstens noch nicht ganz!“ entgegnete er ernst. „Als ich nun durchaus tot sein sollte, erfuhr ich, daß Sie hier beschäftigt seien, und sofort stand mein Entschluß fest, Sie um Ihre Vermittlung zu bitten, Herr Graf!“

Verierbild.



Wo ist der Lustflüchter?

der vielen Läden möchte ich einspringen!“

Ich sann einen Augenblick nach.

„Aber als was, Herr von Werneburg?“

„Als Soldat, als Gemeiner, als letzter Traintnecht, wenn's sein muß! Aber dabei will ich sein, wenn die heimischen Adler zum Siege fliegen! Darum kam ich herüber, darum bin ich, der Tote, wieder lebendig geworden! Ich hielt's nicht mehr aus da drüben, als ich von der Mobilmachung las! Ich wußte noch gar nichts davon, daß ich in der Heimat für tot galt. Denn ich war, schwer verwundet und dem Tode nahe, in Gefangenschaft geraten; man schleppte mich nach dem Süden in ein mörderisches Sumpflima, und hier bin ich Jahre hindurch, ein fleischloses Gerippe, zwischen Tod und Leben hin und her geschwankt. Hatte mich die eine Krankheit verlassen, brach die andere auf mich ein, und keine meiner Bitten, mich in ein anderes, besseres Klima zu versetzen, fand Gehör. Und als endlich der Friede geschlossen war, fehlten mir die Mittel, nach dem Norden zu kommen, — wer hatte denn auch in Washington Veranlassung, des Toten zu gedenken? So suchte ich hin, ein Jahr um das andere —“

(Schluß folgt.)

Instandhaltung der elektrischen Klingelanlage.

Verfagt mal die Klingelleitung, dann ist guter Rat teuer. Erstens ist es an und für sich sehr unangenehm; will man nicht ständig auf der Lauer stehen, dann ist man gezwungen, die Türe offen zu lassen, was auch wieder seine Schattenseiten hat. Zweitens ist man notgedrungen gezwungen, zum Fachmann zu schicken, wenn man nicht selbst Bescheid weiß. Dieser kommt, legt eine wichtige Denkmünze auf, wirft mit allen möglichen und unmöglichen, für uns jedoch unverdaulichen Fachausdrücken um sich und stellt den an und für sich geringfügigen Fehler als schwierige Sache hin, die er sich dann auch last not least nicht zu knapp bezahlen läßt.

Im folgenden möchte ich nun zeigen, wie man in dieser Sache leicht sein eigener Helfer in der Not sein kann und keine fremde Hilfe benötigt. Zu diesem Zwecke will ich auf die einzelnen Teile der Klingelanlage näher eingehen und die Möglichkeiten anführen, wo Fehler auftreten können. Zunächst haben wir die Batterie. Diese hängen wir an einem hellen, uns leicht zugänglichen Orte auf, so daß wir dieselbe jederzeit bequem nachsehen können. Diese Batterie wird als Stromerzeuger in einen Stromkreis eingeschaltet. Als Verbindungsmittel in diesem Stromkreise wird isolierter Draht verwendet. In dem Kreise sind ferner eingeschaltet die verschiedenen Wecker im Hause nebst den dazu gehörigen Druckknöpfen. Bei Umbauten besteht wohl häufig der Wunsch, im Interesse eines besseren Aussehens die Drähte unter den Verputz zu legen. Praktischer ist es jedoch, wenn die Leitungsdrähte auf dem Verputz angebracht werden, da bei eventuellen Störungen sich ein Fehler leichter feststellen

läßt. Auch wird es nicht gerade unästhetisch aussehen, wenn die Drähte längs der Wände auf sauberen Konsolen mit niedlichen Porzellanisolatoren angebracht sind.

In neunundneunzig von hundert auftretenden Fällen werden Fehler in der Batterie zu suchen sein. Als Stromerzeuger kommen nasse und trockene Elemente in Frage. Trockene Elemente sind wohl noch wenig eingeführt. Mit ihnen hat man zwar wenig oder gar nichts zu tun. Sie werden einfach durch Verbindung ihrer beiden Pole mit dem Führungsdraht in den Stromkreis eingeschaltet. Verjagen jedoch diese Elemente, so stehen wir ihnen machtlos gegenüber und sind gezwungen, sie durch neue zu ersetzen. Anders mit den nassen Elementen. Im allgemeinen kommen Kohlenelemente zur Verwendung. Ein solches Element besteht aus rundem oder viereckigem zylindrischen Glas, Kohlenzylinder und Zinkring oder Zinkstab. Zum Ansehen verwendet man abgekochtes Wasser, füllt das Glas bis 1 cm unter den oberen Rand des Zinkringes und wirft eine kleine Menge Salmiak hinein. Je nach der Länge des Stromkreises und der Anzahl und Größe der in Bewegung zu setzenden Wecker stellt man zwei, drei oder noch mehr Elemente ein.

Tritt jetzt der Fall ein, daß die Klingel nicht anschlägt, so sehen wir sofort die Batterie nach. Zuerst prüfen wir, ob die Klemmen der Zuführungsdrähte am Zink- und Kupferpol genügend fest angezogen sind. Häufig kommt es vor, daß die von der Isolierschicht befreiten Enden der Zuführungsdrähte mit Schmutz und Grünspan überzogen in den Osen der Klemmen ruhen, so daß jede metallische Verbindung aufhört und der Strom unterbrochen ist. Mit einem Messer wird der Schmutz entfernt und die Klemmen wieder angezogen. Nun sehen wir uns die Elemente näher an. Ist viel Wasser verdunstet, so füllen wir mit abgekochtem Wasser entsprechend nach und werfen wieder etwas Salmiak dazu. Hierdurch verstärken wir den Strom. Nun sehen wir uns den Zinkring oder Zinkstab näher an. Finden wir an der Oberfläche des Zinkmetalls eine Salzschicht, so ist dies ein Zeichen, daß die Salmiaklösung ziemlich stark war und ein Teil der Salmiaksalze sich auskristallisiert und in fester Schicht hier festgesetzt hat. Mit einem alten Messer befreien wir nun das Zink von diesen Salzen, da es sonst von der Lösung vollständig abgeschlossen wäre. Nach dieser Prüfung wird die Schelle meistens wieder in Ordnung sein.

In selteneren Fällen können Störungen noch in den Druckknöpfen und in den Schellen selbst liegen. Innerhalb des Druckknopfgehäuses wird durch zwei Federn der Strom geschlossen. Berühren sich beide Federn nicht mehr, so hat sich die hintere Feder zu stark gegen die Rückwand des Gehäuses gelegt und muß etwas nach oben gebogen werden. Bei den Schellen hinwieder können sich auch die Klemmschrauben gelockert haben, es ist aber auch möglich, daß der Anschlaglöppel zu stark angespannt ist. Durch eine Stellschraube kann der Klöppel entsprechend reguliert werden. — Wenn diese Fingerzeige beachtet werden, so werden wir jahrelang keine fremde Hilfe bei unserem Hausläutewerk gebrauchen.

G. Fusch.

Eine komische List.

In der Schlacht bei Eylau am 7—8. Februar 1807 kämpften wegen des Schneestöbers die Franzosen gegen die vereinigten Preußen und Russen meistens mit dem Bajonnett, die Angreifenden unter dem Rufe „Avance! Avance!“ oder „Hurra! Hurra!“ je nachdem die Rationalität im Handeln begriffen war. Die französischen Garden gingen einige Zeit siegreich vor, und zwar über eine Anzahl russischer Leichen, da sie bereits mehrere Bataillone vor sich niedergeworfen gehabt.

Diesem Gemetzel sah ein russischer Brigadegeneral mit der Überzeugung zu, daß die Reihe auch bald an ihn, der zur Behauptung eines Postens aufgestellt war, kommen werde. Wie gedacht, so geschehen. Die Franzosen stürmten vorwärts, gerade auf ihn los. In dieser Zeit durchritt er die Glieder seiner Brigade und rief seinen Leuten den sonderbaren Befehl zu: „In aller Ruhe mit dem Gewehr bei Fuß zu verbleiben und nur das nachzuahmen, was er demnächst beginnen werde.“

Als nun die Franzosen nur noch wenige Schritte von seinen Truppen entfernt waren, indem sie mit gefälltem Bajonnett auf ihn eindrangen, da erhob der Brigadegeneral unter Zustimmung seiner nächsten Umgebung ein gräßlich höhnisches, laut brüllendes Gelächter, in welches sogleich die gesamten Mannschaften der russischen Brigade mit einstimmten.

So etwas hatten die ältesten Franzosen nicht erlebt, sie stupten vor Staunen einige Augenblicke, machten darauf aber kehrt und eilten von dannen. Dieser Moment wurde nun aber von den Russen benutzt, indem sie unmittelbar auf die Fliehenden mit dem Bajonnett eindrangen, und die Mehrzahl der erwähnten Franzosen fiel als Opfer dieses sonderbaren Vorgangs.

L.

Unsere Bilder

Dr. Karl v. Lumm, Geheimer Oberfinanzrat und Mitglied des Reichsbankdirektoriums, ist zur weiteren Vervollständigung des Beamtenstabes der deutschen Zivilverwaltung in Belgien nach Brüssel berufen worden. Geheimrat v. Lumm stammt aus Krefeld und steht im Alter von 50 Jahren. Er ist bereits seit 1886 im Dienst der Reichsbank tätig, zuerst in Krefeld, von 1887 bis 1892 in Straßburg i. El. 1890 promovierte er in Freiburg i. Br. als Staatswissenschaftler, und 1892 kam er an die Berliner Reichsbank, 1902 nach Liegnitz, 1903 kam er wieder in das Berliner Reichsbankdirektorium.

Ein schiefer Turm in Deutschland. Jedem ist der berühmte schiefe Turm von Pisa wenigstens dem Namen nach bekannt, aber wenige wissen, daß auch Deutschland einen schiefen Turm besitzt. Er steht in der Nähe von Bad Ems.

Ein Millionär als Geisel. Ernst Solway, der weltbekannte belgische Millionär, Philanthrop und Großindustrielle, wurde mit Baron Lambert Rothschild als Geisel gefangen genommen, weil der Bürgermeister von Brüssel die Bezahlung der Kriegsteuer verweigerte. Solway brachte die verlangten 200 Millionen im Verein mit mehreren reichen Brüssellern auf.

Kriegs-sanitätshunde. Das Auffuchen von Verwundeten auf dem Schlachtfeld bei Nacht stellt ungeheure Anforderungen an die Mannschaften der Sanitätskompagnien. Trotz unermüdlichen Suchens bietet jedes Gelände Stellen, wo bewußtlose Verwundete leicht übersehen werden können. Daher ist die Verwendung von Sanitätshunden für die Nachsuche von hoher Bedeutung. Sie zeigen das Auffinden von Verwundeten durch Verbellen oder Verweisen an.

Allerlei

Schlau. Patient (ärgerlich): „Warum weckst du mich denn, ich schlief gerade so schön?“ — Frau: „Ja, es ist neun Uhr, du mußt du doch dein Schlafpulver einnehmen!“

Eine interessante Zahl. Diese Zahl heißt 142 857. Ob man sie mit 2, 3, 4, 5 oder 6 multipliziert, immer ergibt sie dieselben Ziffern, nur in einer anderen Reihenfolge.

$$\begin{aligned} 142\,857 \times 2 &= 285\,714 \\ 142\,857 \times 3 &= 428\,571 \\ 142\,857 \times 4 &= 571\,428 \\ 142\,857 \times 5 &= 714\,285 \\ 142\,857 \times 6 &= 857\,142 \end{aligned}$$

142 857 $\times$ 7 ergibt selbsterweise die Zahl 999 999; 142 857 $\times$ 8 = 1 142 856. Hier läßt sich durch Addition der ersten Ziffer (1) zur letzten (6) die Zahl 142 857 wieder herstellen.

Ein Mienenfaß. Man würde nicht darauf raten, daß das größte Faß in der nicht nur altkaiserlichen, sondern wahrhaft fürstlich-bischöflichen Kellerwelt unter der Residenz in Würzburg von dem Erzbischof Franz Ludwig herkommt. Dieser Miene ist zu 660 bayerischen Eimern und 24 Maß gereicht. Es waren Klagen bei ihm eingelaufen, daß einige, namentlich Hofbeamte, bei Ablieferung des Besoldungsweins bevorzugt würden. Daher ließ er das Faß anfertigen, groß genug, daß allen daraus ihr Besoldungswein gleich verabreicht werden konnte. Die Inschrift lautet:

Aus alterlegenem Holz wurde endlich ich gemacht,
Durch Vorsicht, Kunst und Fleiß zu dieser Bier gebracht.
Wer trinkt von diesem Wein, den ich ihm werde geben,
Der spreche: Franz Ludwig, der große Fürst, soll leben!
Du aber, der du trinkst, leb' wohl und den! dabei,
Daß Gott von dieser Gab' der höchste Schöpfer sei.

Eine neue Einkommensteuer. von der man sich großen Gewinn versprechen dürfte, schlug einst der bekannte englische Satiriker Swift seinen Zeitgenossen vor. Er will die weibliche Schönheit besteuert wissen, und zwar sollte jede Frau ihre Reize selbst einschätzen.

Dichter und Geld. Wenn gleich auch die Dichter den Wert des Geldes wohl zu schätzen wissen, so gibt es doch unter ihnen auch solche, die sich aus dem Gelde gar nichts machen. Zu ihnen zählte Béranger, der gefeierte französische Volksdichter. Einmal erhielt er von dem Verleger seiner „Chansons“ ein Honorar von 30 000 Franken. Er nahm das Geld, brachte es zu einem besessenen Bankier und bat ihn, es ihm aufzubehalten. Der Bankier nahm auch die Summe an und zahlte dem Dichter regelmäßig die Zinsen. Nach Jahren kam er aber zu dem Dichter, legte die 30 000 Franken auf den Tisch und sagte: „Hier ist dein Geld; nimm es zurück, denn ich gebe mein Geschäft auf und kann es dir nicht länger verzinsen.“ — „Was liegt mir an den Zinsen!“ entgegnete Béranger. „Ich verzichte darauf. Bewahre mir das Geld nur weiter!“ Der Freund weigerte sich jedoch und gestand schließlich, daß er vor dem Bankrott stehe. „Meine „reichen Gläubiger“,“ sagte er schließlich, „können ohne Schaden einen Teil ihres Guthabens verlieren; mit dir ist es aber etwas anderes; es ist dies dein ganzes Vermögen, und du darfst keinen Centime verlieren.“ — „Mein lieber Freund,“ sagte Béranger nun, „du glaubst billig und gerecht zu handeln und merkt nicht, daß du etwas sehr Tadelnswertes zu begehen beabsichtigst. Alle anderen haben ebenförmig wie ich im Vertrauen auf deine Ehrenhaftigkeit Geschäfte mit dir

gemacht; woher verdiene ich also einen Vorzug? Nimm das Geld ruhig wieder mit! Fällst du, so fällst du als ehrlicher Mann.“ Der Bankier mußte wirklich das Geld wieder mitnehmen. Als er dann in Konturs geriet, erhielt Béranger von der ganzen Summe nur 3000 Franken zurück. H. B.

Gemeinnütziges

Bei Brombeeren und Himbeeren sind im Spätherbst die alten Schößke zu entfernen, da nur diesjährige im nächsten Jahre Früchte tragen. Bei stark treibenden Sorten empfiehlt sich eine Gabe von Thomasmehl, wodurch besserer Fruchtanlaß hervorgerufen wird.

Gummiflug am Steinobst, besonders Pflaumen, weist meist auf Kalkmangel hin. Wo er so stark auftritt, daß selbst die Früchte daran leiden, ist starke Kalkung im Winter unbedingt erforderlich. Jede Düngung hat zu unterbleiben. Größere Gummiflugwunden sind zu durchlöchern, und außerdem spritzt man im Winter öfter mit 4-Prozentiger Karbolineumlösung.

Praktische Verwertung alter Stidereien.

In so manchen Haushaltungen liegen altmodische Stidereien, wie Kissen, Decken, Klingenzüge usw., an denen unsere Großmütter und Urgroßmütter einen Aufwand von Zeit und Mühe verschwendeten, und die nicht in irgendeinem Kasten, niemand zur Freude und wenn nicht sehr sorgfältig verwahrt, nur ein Fraß für die Motten. Selten denkt man daran, diese mühseligen, meist in Petit-point ausgeführten Woll- oder Perlenstidereien, die mit ihren blassen Pastellfarben so vornehm wirken, als Milieu oder Einsatzstreifen für moderne Handarbeiten zu verwerten, was so leicht zu bewerkstelligen und wirklich dankbar ist. So ergeben z. B. die gestickten Klingenzüge ganz reizende Tischläufer, Klavierläufer, Wandbehänge über Chaiselongues oder Diplomatenstühle, Schaustuhl- oder Truhentischen. Die alten Fußteppiche, die in mühseliger Wollstiderei ganze Landgüter, Hühnerhöfe, Partizanen, Jagden usw. darstellen, kommen — chemisch gereinigt, gespannt und gebleicht — als Orbellins wieder zu Ehren. Kissen werden immer wieder, mit einsfarbigen, breiten Tuche rändern vergrößert, schöne Divan- oder Truhentischen ergeben. Aus den unmodernen Edvett-Lambrequins lassen sich sehr hübsche Kissenwärmer verfertigen, und aus den heute so komisch wirkenden gestickten Reisetaschen kann man noch allerhand nette Kissen, Fußbänke usw. arbeiten. Aus den feinen Perlenarbeiten lassen sich wunderhübsche Pompadours, Handtäschchen, Toilettenstiften, Buch- und Albumhüllen, Schreibmappen deden machen, die sich in einem Wiederholerzimmer allerliebst ausnehmen. Es gehören nur etwas Überlegung und Geschmaç dazu, um aus dem oft recht mißachteten alten Kram praktische und eigenartige Gebrauchsgegenstände anzufertigen, die es wohl mit den teuersten modernen Stidereien aufnehmen können. M. An.



Illustrierte Pariser „Siegesdepesche“:

„Die ersten Franzosen sind heute in Frankfurt a. M. eingerückt.“

Palindrom.

Dies vorwärts oder rückwärts mich,
Ein und dasselbe bleibe ich,
Du mußt, willst du mich leben,
Zum Meeresstrande gehen. Feld.

Apfelträfel.

Magnesia, Paletot, Elsenborn,
Malissoren, Panamerikanismus,
Eibisch, Winchesterbüchse,
Mineralogie.

In jedem dieser Wörter ist ein anderes Wort eingekapselt, z. B. Nordstern-Älter. Nachdem diese Wörter richtig gefunden sind, ergeben deren Anfangsbuchstaben ein Fürstentum auf der Balkanhalbinsel. W. Spangenberg.

Schachlösungen:

Nr. 114. 1) D b 2-b 8 etc.
Nr. 115. 1) T e 1-e 2 etc.

Richtige Lösungen:

Nr. 101. Von Karl Schrieter in Aachen (Achtelgebirge).

Problem Nr. 116.

Von Dr. E. Pallosta.
Schwarz.



Weiße.
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logarithms: Gello, Gello. — Des Palindroms: Amor, Roma.
Des Bilderrätsels: Liebe ist wie der Tau, sie fällt auf Rosen und Reifen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.